Solitude.

Novelle

von

Ernst Fritze.

Zweiter Theil.

Wien.

H. Markgraf & Comp.

1863.

Inhalt.

	Seite
Erstes Capitel. Die Vorladung.	1
Zweites Capitel. Des Vaters Kampf.	19
Drittes Capitel. Zwischen Schatten und Licht. .	47
Viertes Capitel. Stahl und Stein gibt Funken! .	76
Fünftes Capitel. Die Nebenbuhlerinnen. . . .	97
Sechstes Capitel. Verzweiflung überall. . . .	120
Siebentes Capitel. Vergebens!	152
Achtes Capitel. Eine glückliche Reise.	162
Neuntes Capitel. Fehlgeschossen.	189
Zehntes Capitel. Erkenntniß.	209
Eilftes Capitel. In Kerkenhagen.	224
Schlußcapitel.	240

Inhalt

Seite

1 Erstes Capitel. Die Einladung.

10 Zweites Capitel. Der wahre Kampf.

47 Drittes Capitel. Zwischen Schatten und Licht.

76 Viertes Capitel. Stahl und Stein gibt Funken!

97 Fünftes Capitel. Die Nebenbuhlerinnen.

120 Sechstes Capitel. Entzweiung überall.

132 Siebentes Capitel. Bergabend!

148 Achtes Capitel. Eine glückliche Reise.

183 Neuntes Capitel. [illegible]

204 Zehntes Capitel. Erkennung.

234 Elftes Capitel. Der Brettbogen.

240 Schlußcapitel.

Solitude.

Erstes Capitel.

Die Vorladung.

Henrike hatte vom Ufer aus die Pracht des Götteraufzuges bewundert, ohne es sich träumen zu lassen, daß Jan muthwilligerweise eine Rolle als Schiffsmatrose auf seinem Kahne übernommen hatte um seiner Neugier, die Freuden der vornehmen Gesellschaft gründlich kennen zu lernen, zu genügen.

Natürlich war es nun also auch nicht zu ihrer Kenntniß gelangt, daß Jan den Prinzen von Hollfingen in seiner Jolle weiter beförderte und noch weniger hatte sie eine Ahnung davon, daß der junge Mann seitdem vom Hause abwesend war, ohne daß seine Hausgenossen wußten, wo er weilte und wann er wieder eintreffen würde.

Ihrem Versprechen zufolge wollte sie mit den bei-

den Knaben hinüber, aber da der Eine derselben zu kränkeln begann, so hielt sie es für besser nicht zu fahren, sondern einen Knecht zu beauftragen, überzusetzen und den Besuch abzusagen. Sie erwartete, daß in Verfolg dieser Benachrichtigung Jan sofort herüberkommen werde, deshalb beschleunigte sie die Botschaft und ging selbst zur Mühle hin, um dafür zu sorgen, daß ein Bote ohne Zögern aufbreche.

Heiter, wie das Sonnenlicht, strahlte ihr Auge, als sie eiligst durch die Allee lief, die zum Mühlwerke führte. Ein Quell neuer Freudigkeit war in ihr eröffnet. Sie hatte Vertrauen zu Jan bekommen. Ihr Zutrauen hatte sich bis zu dem Grade erhoben, daß sie ihm unbedingt Glauben zu schenken geneigt wurde. Ob diese kühle, menschenfreundliche Stimmung allein im Stande gewesen wäre, den Strahl innern Glückes auf ihr hübsches, sanftes Gesicht zu malen, ob nicht die Hoffnung stiller Liebe die Färbung dazu geliefert hatte, das blieb freilich eine fragliche Sache. Sie selbst würde den Verdacht egoistischen Hoffens entschieden zurück gewiesen haben, allein Frau Swuyken lächelte etwas sonderbar zu ihrem Eifer, der ihre Wangen höher färbte und ihre Augen glänzender machte.

Indem das junge Mädchen von der Pappelallee abbog und nach dem Stege zuschritt, der über den Bach

zum Werkhause führte, wurde ihr Auge von einem Anblicke gefesselt, welchem ihre still fröhliche Laune bis zur muthwilligen Heiterkeit steigerte.

Vom Landwege daher kam ehrbaren Schrittes, das mächtige Bambusrohr steif vor sich her setzend, eine kurze, breite Männergestalt mit ungeheuer großem Kopf, in welchem sie nur mit Mühe den Gerichtsboten wieder erkannte, der sie vor einigen Wochen mit der Nachricht aufgeschreckt hatte „Jan solle Soldat werden."

Statt des kleinen dreieckigen Hütchens, das kaum seinen Vorderkopf bedeckt hatte, prangte ein hoher, halbmondförmiger Hut mit einer Blechverzierung auf dem dicken Schädel, die stark gepuderten Seitentoupé's waren abgeschnitten und der Zopf bis zum kleinen Haarbeutel eingeschrumpft. Eben so wesentlich war die Veränderung der Kleidung. Ein Rock mit kurzer Taille und langen, schmalen Schößen hatte den breitschößigen Rock, helle schlotternde Beinkleider, die schwarzen Manchesterhosen und hohe Stiefel, spiegelblank gewichst, mit großer Quaste am Knie, die grauen Strümpfe und Schnallenschuhe verdrängt.

Henrike schlug vor Erstaunen die Hände zusammen und rief lachend: „Herr Gott — seid Ihr's denn, Herr Executor? Jesus, was habt Ihr denn gemacht, Herr! Habt Ihr „Götter" mitgespielt gestern im Schiff' und

's Costüm noch anbehalten? Nein, was Euch der Dreimaster auf dem Kopf' pudelnärrisch kleidet, Herr Executor!"

„Respekt, Jungfer Müllerin," brummte der Mann, indem er mit etwas kläglicher Miene seine Beine in den steifen Stiefeln betrachtete, „Respekt, vor des Königs Verordnung, die unsere Dienstkleidung solchergestalt angab. Respekt, sage ich!" fügte er lauter hinzu und zeigte mit der ausgestreckten Hand zuerst auf das Blechschild am Hute und dann auf ein gleiches Schild an der linken Brustseite. „Das heißt: Im Namen Sr. Majestät, des Königs von Preußen! Versteht Ihr mich, Jungfer Müllerin?"

„Reichlich gut, bester Herr," entgegnete Henrike, ihr Lachend bezähmend.

Darauf erhob der Mann seinen Bambusstock, deutete damit auf das Wohnhaus, zog eine wahre Löwenmiene und fragte, eine gewaltige Kraft in seine Stimme legend: „Finde ich den Meister Jan Swuyken daheim?"

„I bewahre!" antwortete Henrike. „Er ist drüben, so viel ich weiß! Aber seine Mutter ist bei Wege und sie wird Euch schon Rechenschaft geben können, wenn Ihr was fordert. Geht nur hinein zu ihr!"

Nach und nach war es bei dieser Antwort dem jungen Mädchen immer schwüler um's Herz geworden und

sie hatte alle Mühe ihre Beklommenheit nicht merken zu lassen. Der Gerichtsbote sah aber ihr ruhiges Gesicht und glaubte an eine Ruhe und Zuversicht, die ihn im Grunde ärgerte. Er gehörte zu jenen Beamten, die immer Schrecken einzuflößen trachten, indem sie den Abscheu der Menschen als Respekt nehmen.

„Hat die Jungfer gemeldet, was ich ihr neulich sagte?“ fragte er grimmig lächelnd. „Was sagt das Muttersöhnchen dazu?“

„Bange machen gilt nicht!“ erwiederte Henrike Gleichgültigkeit heuchelnd.

„Das sagt er!“ schrie der Mann. „Ei, so soll ihm ja ein Donnerwetter über's Haupt fahren!“

„O, davor fürchtet sich niemand — es schlägt ja nicht immer ein, lieber Herr!“

„Hier schlägt's ein, so wahr ich Schlipsak heiße!“

„Also Schlipsak heißt Ihr?“ fragte Henrike, klug den Gang des Gespräches wendend. „Na, geht nur hinein zur Mutter Swuyken, Herr Schlipsak, 's wird sich schon ohne Donnerwetter finden, was Ihr braucht!“

Der Mann brummte etwas Unverständliches, setzte sein Bambusrohr vorweg und stapelte gravitätisch die Allee hinab, Henrike ging über den Steg in die Mühle.

Was sie dachte, wie sie sich ängstete um das Schicksal Jan's, was für Vorwürfe sie sich machte, nicht für

die Herbeischaffung des Freischeines gesorgt zu haben, davon sah man nichts in ihrem ruhigen Gesichte. Sie blieb sogleich im Eingange des Mühlwerkes stehen und rief den Namen des Werkmeisters, der auch alsbald erschien. Es war ein alter Mann, ergraut im Geschäfte der Swuykens, dadurch also eng verbunden mit allen Interessen des Hauses.

„Grüß Gott!" sprach Henrike, ihm die Hand bietend. „Kann ein Bursche hinüber um dem Herrn zu melden, daß ich nicht mit den Kleinen komme?" fragte sie freundlich.

Der Werkmeister lachte. „Ist unnöthig, Jungfer Henrike. Der Herr ist mit dem Schiff gestern stromauf gefahren, hat sich mit der Durchlaucht in die Möve gesetzt und ist bis dato noch nicht zurück gekehrt."

Henrike horchte hoch auf. Was für sie Betrübendes in dieser Meldung lag, das verschmerzte sie über die Kunde „Jan sei abwesend," die sie, um des Executor's willen, mit großer Freude erfüllte. Jan war also nicht da, wenn dieser grimmige Gerichtsbeamte ihn zu sprechen verlangte. Das paßte sich ja prächtig! So dachte sie, sprach jedoch gelassen und freundlich:

„Das ist Schad'. Der Büttel Schlipsak will ihn sprechen und ich hatt's eilig ihn herüber zu holen lassen."

Der Werkmeister nahm seine Kappe ab, rieb sich

etwas gewaltsam den Vorderkopf, so daß sein buschiges, graues Haar zu Berge stieg und sagte geheimnißvoll:

„Was der Schlipsak vom Herrn will, wird der früh genug erfahren.“ Er hielt inne und dachte nach.

„Neulich sprach er zu mir von „Soldat werden“. fügte er zögernd hinzu. „Ich habe unsern Herrn gewarnt und ihm gerathen, daß er seine vornehme Bekanntschaft dazu verwenden sollte um frühzeitig vorzubeugen, aber Herr Swuyken lachte nur dazu.“

„Ist's denn noth, alter Heinrich?“ fragte Henrike Unbefangenheit heuchelnd. „Was ist denn los im Land'? Ich denk', der Preußenkönig hat kein Geld zum Krieg? Na nu — Soldaten kosten doch Geld! Wär's nicht thöricht Soldaten zu halten im Ueberfluß, die, wie zum Staat, mit den bunten Jacken im Land' umherstolziren?“

Der Werkmeister nahm seine Kappe abermals ab. Immer ein Zeichen bei ihm, daß er das, was er sagen wollte, für wichtig hielt.

„Richtig ist die Sache nicht, Jungfer Henrike!“ flüsterte er.

„Wer will denn was? Ist's der Mann aus Frankreich wieder?“ forschte das Mädchen.

„Freilich, Freilich! Wer wohl sonst! Die ordentlichen Kaiser und Könige spektakeln nur mit dem Munde, der aber schlägt d'rein, ehe man es sich daversieht! Wir

werden es erleben — sagte neulich die Ordonnanz des Obersten Scharnhorst, der hier war um nach Kavallerie zu spähen — daß bei uns alles zu langsam geht und der gute Mann hat recht — alles zu langsam!"

„Beim „Mann aus Frankreich" geht's schneller?" fragte Henrike interessirt.

„Das wollte ich meinen! Der Napoleon ist wie ein Belzebub. Der steht eher mit seiner ganzen Armee vor Wien, als ein Courier von hier nach England oder nach Rußland kommt, seinen Besuch anzusagen. Das ist ein Mann — ein ganzer Mann."

„Glaub's gerne, alter Heinrich! Dazu brauchen wir aber hier keine Soldaten — ich denk' Preußen ist gut Freund mit ihm?"

„O ja, so lange wie Preußen tanzt, wenn Er pfeift — sagte die Ordonanz vom Obersten Scharnhorst. Wäre unser König nicht so friedlich gesinnt, es brennte schon an allen Ecken!"

„Glaub's gerne, aber ich versteh's nur nicht, daß sich ein halb Dutzend Kaiser und Könige von Einem kommandiren lassen, der noch nicht mal Deutsch versteht!" sagte Henrike mit spöttisch verzogenem Munde.

Der Werkmeister Heinrich hielt es für nöthig seine Kappe abzunehmen und sein Haupt tüchtig zu frottiren, ehe er vorsichtig flüsterte: „Seht Jungfer Henrike —

man sieht und hört ja mehr, als die, welche im stillen Hause sitzen. Da kommt bald Einer aus Hannover, will Bretter kaufen — bald Einer aus Lauenburg, will Bretter kaufen — bald Einer aus Strelitz, will Bretter kaufen — bald Einer aus Preußen, will Bretter kaufen —"

„Und die fragt Ihr Alle aus, weil's nett ist im Kruge beim Glas Bier den Allwisser zu spielen," sprach Henrike lachend dazwischen. „Weiß's schon, wie Ihr's treibt! Nun kramt 'mal aus, was Ihr erlauscht habt! Ich hör' schon gerne zu!"

„Ja, da hört ich denn sagen: der König von England habe einen Schwur gethan, daß er Hannover wieder haben müßte und sollte er Preußen in Grund und Boden schießen!"

„Man zu!" fiel Henrike ermunternd ein.

„Er hat's wirklich so weit gebracht, daß Oesterreich und Rußland auf seiner Seite stehen und sein Sohn, der Herzog von Cambridge soll schon unterwegs sein nach Hannover."

„Ei, das wäre! Ob's der aus Frankreich leidet?" fragte sie spöttisch.

„Der? Ja, der wird wohl den Mantel nun links und rechts tragen, wie es ihm Vortheil bringt. Der

neue Kaiser soll sich schmählich über uns ärgern — sagt man.“

„Warum denn? Wir thun ihm ja nichts?

„Ja eben. Wir machen hier ein freundlich Gesicht und da ein freundlich Gesicht, das ärgert ihn. Paßt auf, Jungfer Henrike, jetzt nimmt der „Mann aus Frankreich“ den Oestreicher vor's Messer — dann aber kommen die Preußen an die Reihe. Als vor zwei Jahren die Franzosen in Hannover waren, hat ihnen unsere Elbe sehr gefallen und unsere Buchweitzengrütze und unser Honig auch. Paßt auf! — Die Königin Luise hat mehr Courage, als der König, ihr Gemahl und man spricht davon, daß sie im September eine Zusammenkunft mit ihrem Vetter, dem Herzog von Cambridge, halten will um die Sache zum klappen zn bringen.“

„Ihrem Vetter, dem Herzog von Cambridge —“ wiederholte Henrike verwundert.

„Nu ja, die Mutter des Herzogs ist ja eine Prinzeß von Meklenburg-Strelitz.“

„Ach was! Dann sollt's aber doch der König von Preußen mit seinem Herrn Vetter halten und nicht mit dem aus Frankreich!“ der Werkmeister lüftete seine Kappe.

„Ja seht, Jungfer Henrike — das nennt man Politik!“ sprach er wichtigen Tones.

„So? Politik? Na nu, dann kann's Euer König auch hinnehmen, wenn die Politik ihm eins auf die Mütz' gibt," erklärte das Mädchen trocken.

„Liebe Jungfer, mit Verlaub — die Verwandschaft auf dem Throne will eben nichts bedeuten und die Hauptsache ist und bleibt, daß unser König wegen des Geldes arg in der Klemme sitzt. Hat doch Einer vom Hofe schon vorgeschlagen, papiernes Geld zu machen."

„Ihr spaßt wohl! Papiernes Geld? S'geht doch komisch her in der Welt!"

„Ja und nicht komischer, als da, wo wir leicht hinkucken können. Die Ordonanz vom Obersten Scharnhorst erzählte wahre Höllengeschichten —"

Henrike trat neugierig noch ein wenig näher an ihn heran.

„Da sind in Berlin ein Haufen Herren und Damen für den Frieden, weil es lustiger zugeht und ein anderer Haufen Herren und Damen für den Krieg. Mitten innen steht König und Königin. Wer nun am klügsten ist macht dem König Wippchen vor, erzählt ihm, daß das Volk den Frieden will, daß der neue Kaiser von Frankreich sein intimster Freund ist, daß es am besten wäre, die Geschichte so mit anzusehen. Die aber, welche Krieg wollen, schreien und schelten, daß es eine Art hat — sie sagen, es sei ein Schimpf für Preußen,

daß es sich nicht mit Oesterreich verbünde — der Prinz Louis, der durchaus für den Krieg stimmt, macht Witze über die, welche den Frieden wollen, genug es ist eine Wirthschaft gerad' wie hier zu Lande, wenn der Knecht das Pflügen besser verstehen will, als sein Herr."

„Nu — das kann ja vorkommen und ist doch kein Unglück, wenn der Herr nur vernünftig d'rein schaut!" warf Henrike ein. „Der König hat recht. Was soll's mit dem Krieg? Keiner hat größeren Schaden davon, als die armen Leut'."

„Fehlgeschossen, Jungfer Henrike. Die reichen Leute haben den größten Schaden davon. Die Reichen müssen Rath schaffen, wenn des Staates Kassen leer sind. Denkt Ihr denn, die Amtleute wissen nicht, wo sie das Geld heben können, was sie brauchen? Paßt auf! Unsern Herrn werden sie schon gehörig abzapfen, wenn der Spektakel los geht."

„Wenn er's hat, mag er's geben," antwortete Henrike treuherzig, indessen ihr Herz voll Sorge der Zukunft gedachte, „Daß Jan aber Soldat werden müßt' glaub' ich nicht. Sein Vater hat ja vom alten Fritz einen Freibrief gehabt."

Der Werkmeister sah sie nachdenkend an.

„Blitz — ja! Davon habe ich auch schon gehört!"

rief er. „Das möcht' ich dem Amtsboten Schlipsak doch mittheilen."

„Thut das, Heinrich und sagt ihm doch, daß Jan mit dem Prinzen von Hollfingen verreist sei."

„Ja wohl. Und daß er am Ende aller Enden mit der Durchlaucht nach Berlin gereist ist, denn vorhin passirten zwei Reitknechte, mit der ganzen Bagage des gnädigsten Herrn bei der Mühle vorbei. Zuerst wollten diese nach Wohlmirstadt, zwei Stunden von Magdeburg — sie meinten aber, es würde wohl weiter gehen, wenn die Hofherren das Jagdmachen satt hätten."

Henrike hörte sehr aufmerksam zu.

„Und die Prinzenfrau aus Solitude ist auch mit?" fragte sie ganz ruhig, obwohl der Verdacht wegen Laura sie bestürmte.

„Bewahre," rief der alte Heinrich lachend. „Das ist eine Prinzenfrau, die in Berlin überflüssig ist. Frau Ludmilla heißt sie und damit Punktum."

„Laura ist also nicht mitgereist?" fragte sie weiter.

„Behüte, die ist in Solitude!"

„Ich möcht' die Kinderchen wohl mal sehen!"

„Das ist leicht zu machen. Geht nur gelegentlich am Strand hinab, bis nach dem Forsthause oder noch besser — geht da den Weg entlang, bis Ihr zum

Sumpfe kommt, d'rüber weg führt ein Fußsteig, dann rechts ab und Ihr steht dicht vor der Schwarzdornhecke, die das Schloß umgibt. Da werden die Kinderchen wohl spielen und Ihr könnt' sie so lange betrachten, wie Ihr wollt."

„Dank' schön. Bei Gelegenheit will ich's ausführen. Nun geht hinein zum Executor und macht ihm kund, was Ihr wißt."

Sie nickte und schlug den Weg nach der Bleiche ein, kehrte aber plötzlich etwas erschrocken um, als aus dem Walde vor ihr, zwei Reiter sprengten und die Richtung zu ihr nahmen. Erst als sie in dem ersten Reiter den jungen Herrn erkannte, welcher vor einigen Tagen am Strande dem Kranzflechten zugeschaut hatte, blieb sie stehen und erwartete Heribert, der ihr schon von fern zurief. Angekommen bei ihr, sprang er vom Pferde und warf seinem Diener den Zügel zu.

„Das ist vortrefflich, das ich Euch hier finde," sprach er nach freundlichem Grüßen.

„Ich wollte zu Euch in die Mühle um Nachrichten einzuziehen. Habt Ihr heute Niemand von hier aus übersetzen lassen, liebes Kind?"

„Nein," antwortete Henrike wohlwollend in das schöne Gesicht des jungen Mannes blickend, der ihr heute

weit ernster und bleicher erschien, als vor wenigen Tagen.

Heribert hatte ihr auf den ersten Blick gefallen. Die Biederkeit, welche sein ganzes Wesen characterisirte, gab den ersten Grund zu der Sympathie, die sie zu ihm zog. Dann aber war er ja auch augenfällig der Liebhaber der schönen jungen Dame, deren weiche Stimme ihr Herz in fieberhafte Unruhe versetzt hatte, als sie fälschlich annahm, Laura sei es.

„Auch kein Courier oder sonst Jemand, der Briefe zu besorgen hatte?“ forschte Heribert weiter.

„Nein, gnädiger Herr — niemand ist hier am Ufer gewesen. Vielleicht unten am Fährhause,“ setzte sie gefällig hinzu, weil sie glaubte, er wünsche dergleichen.

„Nein, auch dort nicht — also kann ich hoffen sie noch zu Haus zu treffen,“ flüsterte Heribert selbstvergessen. „Ist Jan Swuyken hüben?“ fragte er eilig.

Henrike schüttelte den Kopf, den ein Gedanke blitzschnell durchflog.

„Nein. Jan soll verreist sein mit den Prinzen,“ antwortete sie. „Denken Sie, gnädiger Herr, d'rinen sitzt ein Amtsbote — Jan soll Soldat werden. Ist's in der Ordnnng das zu verlangen?“

Heribert stutzte.

„Ich denke, die Swuykens sind freie Leute," sprach er sinnend.

„Ja, man hat mir von einem Freibriefe vorgeredet — aber der Brief ist nicht zu finden. Jan treibt's leichtsinnig, gnädiger Herr — sprechen Sie doch ein Wort des Ernstes mit ihm, daß er den königlichen Freibrief herbeischafft."

„Das soll geschehen, so wie ich zurückkomme, liebes Kind," antwortete Heribert freundlich.

„Der Executor ist d'rinnen — wollen Sie nicht gnädigst dem Manne sagen, daß Sie die Swuykens für freie Leute halten?" bat sie schüchtern.

„Heute nicht, liebes Kind! Wenn ich zurückkomme ordne ich die ganze Angelegenheit. Mein Wort darauf. Ich muß eilen, damit ich vor Nacht noch in Wendemark eintreffe. Die Zeit drängt mich — und es wird hier nichts versäumt."

„Nun ja," meinte Henrike bänglich — „es hat gerne Zeit bis Sie wiederkommen."

Der junge Mann schwang sich wieder auf's Pferd, grüßte nochmals und galloppirte davon.

Etwas traurig schlich Henrike dem Wohnhause zu. Sie hielt das Wort eines vornehmen jungen Herrn für allmächtig, und hätte gern gesehen, daß der Amtsbote zurecht gewiesen würde. Da ihre Wünsche dieserhalb

fehlgeschlagen waren, so drängte es sie zu wissen, was man während dessen im Wohnhause verhandelt hatte.

Sie kam noch zur rechten Zeit um einem Acte des Vorlesens beiwohnen zu können, der nöthig geworden war, weil Frau Swuyken Geschriebenes nicht lesen konnte und weil der Bote angewiesen war ihr den Inhalt des großen Amtsschreibens, das er in der Hand hielt, deutlich zu machen.

Der Werkmeister stand still und ernst dabei. Sein Mienenspiel verrieth eine gewisse Hoffnungslosigkeit, die durch die weise Beredtsamkeit, womit der Amtsbote die Richtigkeit der obrigkeitlichen Anforderungen dargelegt hatte, erzeugt worden war. Frau Swuyken hörte mit andächtig gefalteten Händen zu und Henrike glaubte sterben zu müssen, als die Vorlesung so eben mit den Worten beschlossen wurde: „und hat sich der Mühlenbesitzer Jan Swuyken am 18. August hujus auf dem Amte einzufinden und vor die Kriegskommission zu gestellen, widrigenfalls geschärfte Maßregeln ihn seiner Renitenz wegen treffen und dieselbige schwer ahnden würden.“

„Ihr habt es Euch also selbst zuzuschreiben, Meisterin,“ schloß der Amtsbote mit ernster Würde, „wen der Herr Amtspfleger zu harten Strafen seine Zr nehmen muß. Mit dem Freibriefe ist es nichts

Gedanken laßt Euch vergehen. Das wäre ja eine schmucke Geschichte, wenn der König danach thun sollte, was sein Herr Großonkel Majestät für gut befunden. Nichts da! Basta."

Zweites Capitel.

Des Vaters Kampf.

„Hoffe und vertraue!“ Mit diesen Worten des Majors war ein Stützpunkt in Luciliens Seele aufgerichtet. Der Schmerz der Entsagung brach sich daran. Was sich in der Sache ihres Herzenslebens noch düster und drohend zeigte, das wich in den Hintergrund. Warum sollte sich ein Irrthum, ein Mißverständniß, ein falscher Verdacht nicht aufklären lassen, wenn der Beschuldigte es nur sonst wollte und richtig anfing?

Ihr Vater lächelte aber hoffnungslos zu dieser Frage. Er hatte eingesehen, daß der Major bis in's Innerste getroffen war und daß einer Aufklärung von seiner Seite unüberwindliche Hindernisse entgegenstanden. Ganz schuldig glaubte er ihn auch nicht mehr, eben so wenig aber auch ganz unschuldig.

Lucilie durfte unter diesen Verhältnissen einer neuen Begegnung mit Heribert nicht wieder ausgesetzt werden, deshalb bat der Freiher in einem Schreiben an die Oberhofmeisterin Gräfin Goltz um einen verlängerten Urlaub seiner Tochter und verhieß, sie, bei der Rücktour der Prinzessin vom Bade, selbst wieder der hohen Dame zuzuführen.

Nachdem dieß abgemacht war, trat eine größere Apathie bei Lucilie ein. Sie hatte gehofft, Heribert noch ein Mal im Leben zu sprechen um ihm unverholen zeigen zu können, wie schmerzlich sie bei der ungeahnten Wendung ihres Geschickes litt; allein sie war eben so willig ihren Schmerz allein zu tragen, als ihr Vater andere Verfügungen für nothwendig hielt.

Im Schlosse wurde es nun einsam. Luciliens Schwestern kehrten mit ihren Kindern nach der Heimath zurück. Vater und Tochter blieben von nun an auf sich beschränkt und es konnte dem Freiherrn ferner nicht mehr entgehen, daß der unerwartete Schicksalschlag eine weit beklagenswerthere Verwüstung in Lucilie angerichtet hatte, als sie selbst dachte. Von ihrer kindlich frohen Heiterkeit war ihr nichts geblieben, als ein sinniges, schüchternes Lächeln, das in der Einsamkeit ihrer nächtlichen Ruhe oftmals in Thränen aufging, wenn sie sich die Frage vorlegte. Warum sie so hart geprüft werde?

Warum Gott ihren Weg dahin geführt, wo sie den Mann lieben lernte, der ihr nie zu eigen gegeben werden konnte?

Bisweilen hob sich ihre Stimmung. Nur wenige Jahre Trennung und dann vielleicht ein seeliges Glück! Wenn sie nur gewußt hätte ob Heribert diesen Kampf mit den Verhältnissen beginnen wollte! Sie war seiner Liebe gewiß — konnte sie aber eben so sicher auf seine geduldige Treue rechnen? Nein! Nein! tönte eine Stimme in ihrem Innern — Heriberts leidenschaftliche Natur ließ sich nicht einzwängen — er würde Schritte thun, die vielleicht Alles verdürben.

Lucilie saß am liebsten allein, wenn ihr Vater ihrer Unterhaltung nicht bedurfte. Sie wählte sich einen Platz im Garten, wo sie dem Schlosse nicht allzu fern und dennoch außer dem Bereiche beobachtender Augen war. Der Garten, welcher sich unmittelbar dem Wohngebäude aufschloß, war sehr groß und zog sich bis zum Dorfe hin, das einige tausend Schritte hinter dem Teichwalle erst begann.

Eine breite, prächtige Lindenallee durchschnitt den Schloßgarten in zwei ungleiche Theile. Der kleinere Theil war der Stolz des Gärtners und zeigte dessen Kunst in den prachtvollsten Blumenanlagen. Der größere Theil war in Rococostyle angelegt. Dunkle Hecken=

wege wechselten mit eben so schattigen Buchengängen, die eine stattliche Reihe Göttergestalten aus Stein verzierten.

Merkwürdig getreu in Laubhecken nachgebildet, begann oberhalb der Lindenallee ein Copie des alterthümlichen Schlosses und dort, in der kunstvoll ausgeschnittenen Halle, die weder Regen noch Sonnenschein durchließ, dort vor Hitze und Wind geschützt saß Lucilie am liebsten, den Blick bald in die grüne Wölbung der uralten Linden, bald über die köstlichen Blumenbeete sendend.

Der Garten war nirgends verschlossen, nirgends eingehegt. Man konnte sich mit sicherem Herzen der allgemeinen Achtung vertrauen, die der Freiherr genoß und wenn am Eingange der Allee eine Tafel den Vormerk zeigte, daß diese Allee nur von der Herrschaft selbst oder von deren Gästen befahren oder beritten werden dürfe, so fand man dieß nur in Rücksicht auf Fremde nothwendig, denn von den Dorfbewohnern, die damals noch frohnpflichtig waren, hätte es keiner gewagt seinen Weg dorthin zu nehmen.

Lucilie saß schon mehrere Stunden an diesem Platze. Eine Stickerei sollte sie beschäftigen, that es jedoch nicht. Minutenlang saß sie still und regungslos, nur ihr Auge folgte unstät den fliegenden Wolken. Sie dachte jener

kurzen, seligen Zeit, wo sie die Heiterste unter den Heitern und die Glücklichste unter den Glücklichen gewesen war. Nicht feste Traumbilder beschäftigten ihren Geist, nicht schmerzlich traurige Gedanken drückten ihre Seele, nicht heiße Wünsche erfüllten ihr Herz, sondern jenes liebliche, traumähnliche Sinnen hielt sie gefangen, worin der Mensch so oft Ersatz für versagte Freuden findet.

Ein Geräusch störte sie in diesen Träumereien, ohne sie jedoch ganz daraus zu erwecken. Es war ihr, als gallopire ein Pferd durch die Lindenallee herauf. Sie lächelte über diese Sinnentäuschung und senkte ermuntert, ihr Auge auf ihre Stickerei nieder. Das Geräusch kam näher. Wieder momentan aufgeschreckt schaute sie auf. Da die Allee sichelförmig angelegt war, so konnte sie natürlich noch nicht sehen, was weiter unten vorging. Ehe sie den Entschluß faßte aufzustehen um zu erkundschaften, ob jemand durch die Allee reite, erschienen zwei Gestalten zu Pferde, die mit Gedankenschnelligkeit den Weg zurücklegten und vor ihr Halt machten.

Ein Schrei entrang sich Luciliens Brust — ein Schrei, gemischt aus Schrecken und Entzücken, ein Schrei, der ihr ganzes Innere verrieth und Heribert, mit einem Schauer von Furcht und Seligkeit, an ihre Seite brachte. Hülflos in der furchtbaren Aufregung ihres Gemüthes streckte sie ihre Hände nach ihm aus

und zu ihren Füßen sinkend, unterstützte er das todtenhaft erbleichende Mädchen mit seinen Armen, als sie machtlos in ihren Sessel zurücksank.

„Lucilie!" war das einzige Wort, das er hervorpressen konnte. Dann betrachtete er entsetzt und stumm die Verheerung, welche der bittere Harm in diesem blühenden Mädchenantlitz möglich gemacht hatte.

Thränen quollen aus seinem ohnehin so schmerzlich überfüllten Herzen auf — Thränen! In seinem Auge ein unbekanntes Etwas, dem er von Kindheit an abhold gewesen war! Lucilie schlug die Augen auf und sah diese beiden Thränen, als schreckenerregende Zeugen seines innerlichen Leidens, über das männliche Gesicht rollen. Wild aufjauchzend von Jammer rief sie:

„O Heribert — Heribert — werfen Sie keine Schuld auf mich — ich bin unschuldig an dem Schmerze, der Ihnen bereitet wurde!"

Er nahm ihre Hände und küßte sie.

„Wer möchte wohl dem Engel im Himmel jemals eine Schuld aufbürden wollen!" sagte er leise.

„Nein, Lucilie — unsere Väter mögen es einst vor Gott verantworten, wenn wir Beide in diesem Kummer untergehen sollten. Muß es denn sein, Geliebte — muß es denn sein?"

Jetzt erst, als der junge Mann sie „Geliebte"

nannte, kam sie zum völligen Bewußtsein der Situation. Es befremdete sie keinesweges, daß er mit diesem Ausdrucke ihr Verhältniß feststellte, ohne sie jemals gefragt zu haben, ob sie ihn liebe. In Gedanken hatten ihre Seelen längst sich vermählt — in Gedanken hatte sie alle die Stadien durchlebt, die das jungfräuliche Mädchen zum Manne gesellen, den sie liebt. Sie wußte auch, daß die geheimnißvolle Verbindung der gegenseitigen Liebe in ihrem Herzen jede Erklärung vorbereitet hatte, ja, daß sie eigentlich unnöthig geworden war, aber die reine, göttliche Unschuld ihres Mädchenherzens wurde dennoch seltsam erschüttert, als er sie „Geliebte" nannte.

Sie erhob sich schnell, als wolle sie fliehen. Sie stand vor Heribert in dem unbeschreiblichen Reize holdseliger Verwirrung, wie ihn nur die erste Herzensregung auf ein Mädchenantlitz zaubern kann. Ihre Wangen glühten und die Augen glänzten von der tiefen Herzensunruhe, als sie schüchtern den seinen auswichen.

Ein Wonneschauer durchrieselte Heribert. Er fühlte, sie war sein eigen — warum sollte er zögern sie für's ganze Leben zu gewinnen, trotz der Hindernisse, die man zwischen sie stellte. Er faßte ihre Hände und sah sie fest an.

„Lucilie — gibt es kein Mittel uns zu vereinigen? Oder liebst Du mich nicht genug um mit der ganzen

Welt zu brechen — liebst Du mich nicht genug um einem väterlichen Willen zu trotzen? Lucilie — Du bewegst abwehrend den Kopf — muß ich zweifeln an Deiner Liebe — ist der göttliche Funke machtlos verglühet, der unsere Herzen entzündet hatte?"

Lucilie schlug unter dieser Frage das Auge zu ihm auf und lehnte mit einer reizenden Zutraulichkeit ihre Stirn an seine Brust. Er preßte sie nicht an sein Herz. Nur fester drückte er ihre Hände und fragte seltsam ernst:

„Kannst Du leben ohne mich, Lucilie?"

„Nein!" antwortete sie. Heiliger könnte das Gelöbniß ewiger Treue selbst vor dem Altar des allmächtigen Gottes nicht sein, als dieses einfache „Nein," womit das Mädchen ihr Dasein dem geliebten Manne übergab. Keine wortreiche Betheurung hätte aber auch die Wirkung hervorbringen können, als dieses einfache, schüchterne „Nein". Heribert legte seine Arme um die heilig geliebte Gestalt, preßte seine Lippen auf Luciliens Stirn und sagte freierlich, während sein Herz in tobenden Schlägen die Brust hätte sprengen mögen.

„Gut, so sterben wir zusammen, wenn man uns trennen will! Was ist der Menschen Wille gegen den Muth der Liebe, Lucilie! Nicht leichtsinnig wollen wir den Kampf mit deinem Vater beginnen — nicht leicht-

fertig unser Loos bestimmen, aber der Schwur unserer endlich ausgesprochenen Liebe sei: „Eine selige Vereinigung im Tode, wenn das Leben uns von einander reißen will! Reiche mir Deine Hand zum Pfande, Geliebte!" — Und dieselbe Rechte, die sie zum Schwure der Entsagung in ihres Vaters Hand gelegt hatte, legte sie jetzt mit dem Gefühle himmlischer Freudigkeit in Heribert's Rechte. Dieser Schwur war die Folge des ersten Schwures — er hob jenen nicht auf — er beeinträchtigte ihn nicht. Sie hatte ihm entsagt, das heißt „sie hatte eine Vereinigung auf Erden nach ihres Vaters Willen unmöglich gemacht" — aber ein gemeinsames Grab war ihr als Ausweg geblieben, wenn die Bitterkeit des Schmerzes zu groß werden sollte. Es war der Heldenmuth der Liebe, der ihnen beiden ein Mittel bot gegen die Verzweiflung eines vereinsamten Lebens und in dem Egoismus der Liebe dachten sie Beide nur an sich und an ihre Beruhigung ohne Schmerz und Kampf. Freilich grenzte die Schwärmerei ihres Herzens in diesem verhängnißvollen Augenblicke nahe an Wahnsinn, allein gerade in der reinen, übersinnlichen Begeisterung, die sie beseelte, förderte sich die Hingebung beider und bewirkte ohne Wortgepränge ein Gelübde für die Ewigkeit. Was galt Lucilien nun noch die Verheißung des Mannes, der ihren sichtlichen Schmerz mit dem Ausruf „hoffe und

vertraue!“ löschen wollte. Sie wußte jetzt, worauf sie hoffen durfte — sie wußte, wem sie vertrauen konnte. Auge in Auge, aber stumm vor Bewegung, tauschten sie das Bekenntniß ihrer Liebe und das Gelöbniß ewiger Treue.

„Führe mich zu Deinem Vater,“ bat endlich Heribert. „Ich muß ihn sprechen um von ihm zu hören, weshalb Du nicht die Meinige werden darfst.

„Weißt Du das nicht?“ fragte Lucilie erstaunt. „Sagte Dir dein Vater nichts davon?“

„Ich habe meinen Vater nicht gesprochen,“ erklärte Heribert, indem er des Mädchens Hände nochmals innig an seinen Mund führte und mit leuchtenden Augen ihren Blick suchte. „Er schrieb mir nur, daß ich mich fassen möge — daß ein Schwur Deines Vaters es verhindere meine Werbung um Dich zu begünstigen — daß ich ihm Ruhe gönnen möchte diese Erfahrung zu sichten und daß er mich erst nach längerer Zeit in Potsdam erwarte. Schließlich vertröstete er mich auf „„Blitzstrahlen, die das Dunkel aufzuklären vermöchten!““ Konnte ich mich wohl daran beruhigen, Geliebte? Zuerst fühlte ich mich entsetzlich erniedrigt, entsetzlich elend — dann aber stieg Dein Bild vor mir auf — was hatte unsere Liebe mit den Händeln der Väter zu thun — ich entbrannte in

heißer Sehnsucht nach Dir — wir trugen ja ein Leid, lag darin nicht der wirksamste Trost?"

Lucilie sah ihn zärtlich an, aber es sprach sich eine große Verwunderung in dem Stimmentone aus, als sie sagte: „Dein Vater hat Dir nichts weiter geschrieben? Er hat Dir den Grund der Weigerung nicht mitgetheilt, gar nicht des unseligen Verdachtes erwähnt, der die Schuld an der Entzweiung unserer Familien trägt?"

Heribert schärfte sein Ohr. Was? Ein Verdacht? Nein, von Luciliens reinen Lippen wollte er nichts hören, was ihn verletzen konnte.

„Komm, Geliebte — führe mich zu Deinem Vater," bat er nochmals ungeduldig.

„Versprich mir erst, daß Du streng die Sache von der Person trennen und meinen kränklichen Vater schonen willst," sprach Lucilie flehenden Tones.

„Bedarf es solcher Versprechen dem Vater der Geliebten gegenüber —" entgegnete Heribert vorwurfsvoll. „Was ich auch hören werde, mein Mädchen — was ich auch dulden muß — Dein Bild wird jede Zornesgluth dämpfen, denn es ist Dein Vater, der mir die Gründe seiner abschläglichen Antwort eröffnet."

Lucilie schmiegte sich nochmals zärtlich an ihn, ehe sie mit ihm aus dem Dämmerlichte der Laubwölbung trat. „Liebe und Treue — Standhaftigkeit und Muth,

Heribert" flüsterte sie weich und hingebend. „Kann der Schmerz uns vernichten, wenn diese vier Begriffe unser ganzes Wesen regeln? Mein Vater weiß es, daß meine Liebe Dir für alle Zeiten gehört, er wird also den Kampf begreifen, den wir hiermit beginnen!"

Unterdessen hatte der Freiherr eine qualvolle Viertelstunde verlebt. So kurz die Zeit auch war, ihm gab sie einen Vorschmack künftiger Lebenskämpfe und es brach ihm den Muth der Zukunft trotz zu bieten.

Er hatte zwei Pferde über den Schloßhof führen sehen und die Livree des fremden Reitknechtes, der dabei war, verkündete ihm, daß es ein Wendemark sei, der angekommen sein mußte. Heftig schellte er. Der Diener erschien voller Bestürzung. Man war nicht gewohnt den gnädigen Herrn ungeduldig zu sehen.

„Warum wird mir nicht gemeldet, wenn Besuch kommt?" fragte der Freiherr.

„Wir wußten nicht —" stammelte der erschrockene Diener. „Es ist niemand am Hause abgestiegen —"

„Nun? Ich sah doch zwei Pferde schweißbedeckt — ein fremder Diener führte sie?" warf der Freiherr ein.

Der Diener machte ein dumm verlegenes Gesicht. „Gnaden verzeihen — der fremde Reitknecht erzählte, daß sein Herr, des Weges unkundig, sich verritten habe

und unterhalb des Deichwalles erst auf die richtige Straße gekommen sei. Ein Bauer habe sie dann angewiesen durch die Lindenallee zu reiten, weil dieß der nächste Weg sei. Das gnädige Fräulein hat dort den jungen Herrn in Empfang genommen."

„A — so —" brachte der Freiherr gelassen heraus, während ihm nicht ganz friedlich zu Sinne war. „Dann wird meine Tochter ihn schon heraufführen!"

Der Diener ging und der Freiherr überließ sich seinen Vermuthungen, die eben nicht freundlich schienen, denn eine tiefe Wolke des Verdrusses legte sich auf seine krankhaft bleiche Stirn. „Wozu dieser Besuch?" fragte er sich. „Ich glaubte von dieser Seite Ruhe zu haben — wozu kommt Heribert? Denkt er seines Vaters Namen vom Makel zu reinigen? Will er den Anwalt dessen spielen, der durch sein Schweigen gegen mich, Zugeständnisse gemacht hat, die den Befehl meiner seligen Mutter heiligen? Was will Heribert?"

Bisweilen durchflog ein freundlicher Gedanke dieß Dunkel des Verdrusses.

„Ich werde ihn also sehen, ich werde den kennen lernen, der mein liebes Kind, meine lieblichste Blume zu erobern wußte! Wer hätte das gedacht! Sollte die Hand der Vorsehung hier walten? Nein — ich wanke nicht, du verklärter Schatten," rief er, plötzlich vor dem Bilde

einer hochmüthig kalt aus dem Goldrahmen herabschauenden Dame stehen bleibend. „Sei ruhig — ich wanke nicht! Mein Versprechen hast Du mit in die Ewigkeit hinüber genommen und dort, vor Gottes Richterstuhle, würde mir mein Urtheil gesprochen, wollte ich meineidig werden! Dem Schuldigen Dein Fluch! Dem Unschuldigen Dein Segen! O, daß mein süßes, liebes Kind unter diesem Fluche leiden muß!“

Sein Blick fiel bei diesem Gedanken durch's Fenster und er gewahrte Lucilien an der Seite Heribert's, ernst und würdig, langsam den Weg daherschreitend, der von der Lindenallee nach dem Eingange vorn führte. Schon, daß seine Tochter es angemessen gefunden hatte den angekommenen Gast nicht durch die Seitenpforte über den Schloßhof, sondern durch die Halle zu geleiten, versöhnte sein Herz. Er hing einmal, kleinlich eigen, an dem Etiquettenwesen, das seiner Lebensstellung angemessen war und ließ sich nie etwas zu Schulden kommen, was gegen das Herkommen seines Hauses vorstieß.

Besänftigt trat er vom Fenster zurück und sein letzter Blick musterte voll Wohlgefallen die schöne und edle Gestalt dessen, der neben seiner Tochter ging.

Gleich darauf trat der Diener wieder ein und meldete ehrerbietig bis zur Demuth: „Den Herrn von Wendemark auf Kerkenhagen!“

Der Freiherr erwiederte: „Sehr angenehm!" und der Diener verschwand.

Jetzt begann ein neuer Kampf in dem Freiherrn. Es entstand in ihm die große Frage, ob er Heribert, dem Herkommen gemäß, bis zur Treppe entgegengehen, oder ob er, wie bei seinem Vater, seine Mißachtung dadurch ausdrücken sollte, daß er ihn erst im Zimmer empfing. Blitzartig schoßen die verschiedenen Gründe dafür und dawider durch sein Gehirn — endlich entschied die Liebe zu seiner Tochter. „Was hat er verbrochen, daß ich ihm ein Zeichen von Mißbilligung zu geben berechtigt wäre?" murmelte er und schritt hastig aus dem Zimmer um rechtzeitig an der Treppe zu sein.

Heribert stand nun vor ihm, traurig sein Auge zu ihm emporschlagend — ernst und mit einem Anfluge von Stolz sein Haupt zum Gruße neigend.

Da überwältigte den Hofmann, der im steifen Formenwesen die Würde des Stammes zu repräsentiren suchte, sein Gemüth. Er legte seine Hände auf die Schultern Heribert's, sah ihm gütig in's Auge, küßte ihn auf Mund und Wange und sagte voller Empfindung: „Ich heiße Dich willkommen im Hause des Stammes, den Du bald erlöschen sehen wirst, der aber in Dir neu aufblühen möge!"

Heribert legte seine Hände um die Rechte des

Freiherrn, die er zuvor ehrfurchtsvoll an seinen Mund geführt hatte.

„Ist es das, mein theurer Oheim, was eine Kluft zwischen unsere Familien aufgerissen hat? Liegt in diesem unglückseligen Umstande der Grund des Schwures der Lucilie von meinem Herzen reißen will?" fragte er tief bewegt.

Der Freiherr sah ihn frappirt an.

„Nein, Heribert? Hast Du Deinen Vater nicht gesprochen? Hat er Dir vorenthalten, was Du wissen mußtest um die schmerzliche Demüthigung zu ertragen?" sprach er, indem er den jungen Mann am Arme nach dem Familiensalon führte.

Lucilie, in freudiger Rührung über den Empfang des Geliebten, den sie in seiner ganzen Bedeutsamkeit weit besser zu würdigen wußte, als Heribert selbst, folgte, hielt sich aber bei der ganzen Unterredung mehr im Hintergrunde, bis Heribert's Blick sie endlich zu sich rief, als die Umstände ihre Nähe heischten.

„Mein Vater sendete mir nur diesen Brief," antwortetete der junge Mann, dem Freiherrn das Briefchen überreichend, der es schnell ergriff und mit den Augen überflog. Unbehaglichkeit in allen Mienen gab er es dann zurück. Ihm schien eine Begründung des angeregten Verdachtes darin zu liegen, daß der Major

selbst seinem Sohne, der doch schmerzlich dabei betheiligt war, nicht sogleich die erwünschte Aufklärung gab, sondern sie um Wochen hinausschob. Wollte er Zeit gewinnen um Heribert mit Erdichtungen zu täuschen?

Mitleidsvoll heftete sich des Freiherrn Auge auf den Sohn, der eines edlern, bessern Vaters würdig erschien und er sagte, sorgenschwer athmend;

„Ja wohl — Dein Vater hat recht — vor der Hand läßt sich nichts weiter thun!“

„Mein theurer Oheim zürnt mir also nicht, daß ich, diesem Briefe zufolge, zunächst hier erst Aufklärung und Trost suchte?“ fragte Heribert achtungsvoll. „Was ist es, das unsere Familien entzweite? Was hat Sie zu dem Schwure veranlaßt, der mich von Lucilien trennen will?“

Der Freiherr sah nachdenklich vor sich nieder. Sollte er den Schleier von des Vaters Vergangenhe ziehen, angesichts des Sohnes, der diesem Vater Achtung schuldete?

Aber wurde er nicht gleichsam zu dieser Indiskretion gezwungen, da der Major, ganz unverzeihlicherweise feige jeder Aufklärung aus dem Wege gegangen war und Heribert den widerstreitendsten Empfindungen überliefert hatte?

„Lassen wir die Erörterungen für jetzt ruhen,“ er-

wiederte er herzlich. „Du bleibst bei mir, Heribert. Alle Conflikte sollen in dem Gefühle untergehen, das zwischen uns ein Band der Sympathie webt. Du bleibst bei mir — Du trittst in dem Rechte hier auf, das Du beanspruchen kannst — Du nennst mich „Du", wie es die Wendemarks von Alters her unter einander thun, ob sie als Freund, ob sie als Feind zu einander stehen — Du bist eingeführt in die Hallen Deiner Vorfahren und wenn eine Täuschung Deiner schönsten Lebenshoffnung vor Dir liegt, so will ich wenigstens fernerhin nichts thun, was Deine Kümmernisse noch zu mehren vermag. Nochmals — willkommen in Schloß Wendemark, das Dir, wenn nicht ein Asyl des Glückes, doch ein Asyl des Friedens sein mag."

Unter diesen Worten drückte und schüttelte er die Hand des jungen Mannes, der ermuthigt zu ihm aufblickte. Während sie Beide so gegen einander standen, — Beide ergriffen, von innern Rührungen gleichsam durchgeistigt, — glaubte Lucilie nie etwas ähnlicheres gesehen zu haben, als diese im Alter so verschiedenen und im Ausdrucke, in Haltung, Gestalt und Gesicht sich gleichenden Männergestalten. Ihr fiel das Wort des Prinzen von Hollfingen ein: „Zwei Blüthen eines Stammes — einander würdig und werth —!" und ein Trost eigenthümlicher Art durchzuckte ihre Seele.

Ihr erschien es als ein Wahrzeichen ihres längst vorbereiteten Geschickes, daß Heribert dem so unwidersprechlich ähnlich war, dem er im Lehn folgen sollte und der das angeordnet in seinem allweisen Rathe, der konnte auch den fernern Weg desselben ebnen, daß ein neues Geschlecht aus dem alten Stamme sich erhebe. Was galt des Menschen Wille gegen Gottes Spruch, der Felsen versetzen und Ströme versiegen lassen kann in einer einzigen Secunde! Sie sah eine Prädestination in der Folge der Ereignisse und wie ein Tropfen Thau die zarte Pflanze zu erquicken vermag, so hob sich ihr Geist an der Hoffnung auf Gottes Rathschluß aus der gedrückten Stimmung empor. Sicherer schaute sie auf. Fester blickte sie der Zukunft entgegen, die in ihrem Schooße tausend Zufälligkeiten barg, hinreichend den Horizont ihres Daseins zu erleuchten, wenn auch der Himmel über ihrem Haupte drohend umwölkt erschien. Ihres Vaters Milde garantirte ihr seinen guten Willen für ihr Glück — was Heriberts Vater auch verbrochen hatte, sein Auge hatte ihr die Zuversicht verliehen, daß kein Mord auf seinem Gewissen ruhe.

Während sie sich so hoffnungsreichen Ideen hingab, tauschte Heribert seine männliche Fassung mit einer stillen Verzweiflung. Der Freiherr hatte ihn, nach ei-

nigen ausweichenden Antworten auf seine Forschungen über den Zwiespalt ihrer Familien, plötzlich gefragt:

„Hast Du nie davon reden hören, daß ein Wendemark von der Erde verschwunden ist, spurlos verschwunden ist zwischen der Brettermühle Swuyken's, Solitude und Kerkenhagen?“

Heribert antwortete, zuerst nur verwundert über diese Frage, dann betroffen und von dunklen, schattenhaften Erinnerungen erfaßt, daß er nie davon gehört habe, daß jedoch sein Vater erst kürzlich dieselbe Frage an ihn gerichtet habe.

Ein sichtlicher Triumph, der indeß nicht ohne schmerzliche Beimischung war, malte sich in des Freiherrn Zügen. Der Major hatte versuchsweise nachgefragt um zu hören, wie viel von seinem Abentheuer mit dem unglücklichen Norrmann bekannt geworden war, dachte er und fügte laut die Frage daran:

„Was veranlaßte Deinen Vater zu dieser Forschung? Hatte er einen besonderen Grund? Wie kam er überhaupt dazu?“

„Hängt dieses Verschwinden mit dem Zerwürfnisse unserer Familien, mit dem Schwure, der meine Verbindung mit Lucilie unmöglich macht, zusammen?“ sprach Heribert, aufmerksam gemacht durch dieß Examen, das etwas inquisitorisches hatte.

Der Freiherr ließ sich nicht auf die Beantwortung ein, sondern fragte dringlicher:

„Sage mir nur, was Deinen Vater zu dieser seltsamen Bemerkung bewog!"

Heribert sann nach. Sein Gedächtniß ließ ihn aber im Stich. An des Prinzen Aeußerung, in Betreff des Teufelssumpfes dachte er gar nicht, deshalb fehlte ihm der Leitfaden zu seines Vaters Frage. Nachdem er sein Erinnerungsvermögen vergeblich gemartert hatte, erklärte er, es nicht zu wissen, wie und auf welche Weise sein Vater dazu gekommen sei.

„So viel ist mir gewiß," schloß er seine feste und entschiedene Erklärung, „daß in meines Vaters Bemerkung eine bedeutende Verwunderung lag, daß er ebenfalls von der Nachricht eines solchen Ereignisses auf's Höchste überrascht schien."

„Das alles erhöhet meinen Verdacht!" sprach der Freiherr bedenklich.

„Verdacht? Wie? Auf wen hast Du Verdacht? Worauf zielt dieser Verdacht?" fragte Heribert in einiger Spannung.

„Frage Deinen Vater danach, guter Vetter. Laß Dir von ihm die Ursache erklären, die seine Frage veranlaßt hat, darin findest Du hinreichend Beantwortung."

„Soll mein Vater um dieß Verschwinden wissen?“ fragte Heribert noch gespannter wie vorhin.

„Darauf mag er die Antwort geben. Mir kömmt es nicht zu Geheimnisse zu entschleiern, welche einen Edelmann compromittiren können.“

„Wie deute ich das!“ rief der junge Mann entsetzt. „Allmächtiger Gott — glaubt man meinen Vater betheiligt bei diesem Verschwinden?“

Keine Antwort. Seines Vaters Verurtheilung lag in diesem Schweigen.

Heribert trat zurück. Flammen sprühten aus seinen Augen — seine Hand hob sich drohend und er sprach mit dumpfem, leisen Tone:

„Wehe denen, die meinen edlen Vater solchem Verdachte preisgaben — wehe denen, die das Gespenst der Ehrlosigkeit aufrichteten und einen Namen bloßstellten, der bis dahin ein spiegelblankes Schild reiner Ritterlichkeit repräsentirte. Wer hat es gewagt, diesen Verdacht auszuspinnen?“

„Die es gethan, sie ruht in ihrer Väter Gruft, mein theurer Heribert,“ entgegnete der Freiherr begütigend, indem er väterlich seine Hand auf des jungen Mannes Kopf legte. „Deine Drohung trifft eine Todte. — Laß Deinen Vater den Beweis liefern, daß er nicht der Offizier gewesen ist, der meinen Bruder Normann

begleitet hat bis nach der Brettermühle. Dieser Umstand ist die Grundlage eines vernichtenden Hasses geworden. Verschaffe mir die Ueberzeugung, daß mein Bruder Norrmann nicht von der Hand Deines Vaters gefallen ist — dann vernichtet sich der Fluch meiner Mutter und auch mein Schwur, der sich trennend zwischen uns gelegt hat. Verlange Wahrheit von Deinem Vater — er fürchtet sie zu geben — aber ich bin ja geneigt, um Euretwillen, um Eures Glückes willen, seine Entschuldigungen gelten zu lassen. Norrmann war ein wilder, brüsker Mann, der wohl Veranlassung zum Streite gegeben, der wohl Deinen friedfertigen Vater zum Zweikampfe gezwungen haben kann — Dein Vater soll nur das Dunkel lichten, das über dieser Begebenheit ruhet! Du weißt nun, was nöthig ist, mein Sohn — vertiefen wir uns nicht in Vermuthungen. Dein Vater ist verpflichtet Dir das Nähere mitzutheilen, Dich in das einzuweihen, was Bezug auf Dein Glück hat. Ich bin der Vollstrecker eines mütterlichen Fluches, der mir jede Verbindung mit dem untersagt, welcher sich einem so schmählichen Verdachte bloßgestellt hat, — Dein Vater kann Deine und seine Lage feststellen — bis dahin betrachte ich Dich als einen lieben, ehrenwerthen Verwandten."

Heribert hatte stolz aufgerichtet dagestanden. Was

in seinem Innern wüthete sah Niemand. Selbst dem Auge der Liebe blieb es verborgen.

Er ertrug die erste Beschimpfung, wie ein Märtyrer und seine Zärtlichkeit für Lucilie wankte dennoch nicht. Eine Begeisterung, wie sie der feste Glaube an Reinheit und Unschuld verleiht, glühete auf seinem Antlitze und es mischte sich ein leiser Zug von Verachtung in das stolze Lächeln seines Mundes, als er mit hochathmender Brust erwiederte:

„Ich leiste einen Schwur auf die Unschuld meines Vaters und rufe Gott als Rächer heraus unsern Stamm bis in die Wurzel zu zerstören, wenn eine Sünde von ihm begangen ist. Ein fürchterlicher Irrthum hat meinen edlen Vater verdammt — mögen die Todten ruhen, die sich dessen schuldig machten — die Folgen dieses entwürdigenden Irrthumes treffen mein Herz und das des theuersten Wesens, welches ich habe. Komm', meine süße Lucilie —" rief er mit weichem, herzergreifendem Tone, „Komm und höre den Schwur, den ich Dir leiste."

Lucilie flog herbei und schlang ihre Arme um seinen Nacken und verbarg ihr Gesicht an seiner Brust.

„Vor dem Antlitze Deines Vaters schwöre ich Dir Treue, Du Geliebte meiner Seele, Treue durch das irdische Leben bis an meinen Tod — Deinen Schwur

aber, den Du mir vorhin geleistet in überschwenglicher Liebe, den löse ich. Ich gebe Dir Dein Leben zurück, denn ich will leben um meines Vaters willen und Du sollst Deinem Vater nie ein Herzeleid zufügen um meinetwillen."

Der Freiherr, obwohl nicht recht begreifend, was die feierlichen Worte sagen sollten, trat ängstlich ganz nahe zu ihnen heran.

„Sei ohne Sorge meine Sehnsucht wird nie mehr auf Schwärmereien verfallen, lieber Vetter," beantwortete Heribert seine stumme Geberde. „Sei ohne Sorge, Dein Kind wird mein Herz nie wieder schlagen hören, wie es jetzt es schlagen hört — es müßte denn sein, daß Du mit reuigem Bekennen zu mir trittst und meines Vaters Segen zu unserer Verbindnng erflehest. Treue schwöre ich — aber ich entsage der Hand der Geliebten. Nie soll eines andern Weibes Haupt an der Stätte ruhen, wo Luciliens süßes Antlitz jetzt ruhet — aber sie selbst soll auch zum letzten Male dort weilen, es sei denn, daß Du kommst und sagst: „Ich vertrete Deines Vaters Ehre mit meiner Ehre!"

„Heribert!" rief der Freiherr außer sich. „Bringe mir den Beweis von Deines Vaters Unschuld und ich will mich zum Knieen vor ihm erniedrigen — keine Buße soll mir zu schwer erscheinen —"

„Vertrauen ohne Beweis fordere ich," fiel Heribert auflammend ein. „Wer wagt es einen Wendemark zu verdächtigen!"

„Ich nicht!" entgegnete der Freiherr frei aufblickend. „Aber etwas Geheimnißvolles ruhet in diesem Vorgange der mein Gemüth lange schmerzhaft aufgeregt hat. Meine selige Mutter verfolgte eine Spur!"

„Genug! Und wenn eine Stimme vom Himmel tönte um mich zu überreden, mein Vater sei einer unedlen That fähig, so würde ich antworten: „Es ist nicht wahr!"

Der Freiherr ergriff seine Hand und drückte sie.

„Daß mir ein solcher Sohn geboren wäre — daß mir das Glück geworden wäre, mein liebstes Kind Dir anvertrauen zu können!"

„Geduld — die Zeit wird erscheinen, wo Du mir Lucilien zuführst, wo Du von Reue gepeinigt, mir eingestehest, meinem Vater Unrecht gethan zu haben. Und kommt diese Zeit nicht, so mag das schwere Leid unserer irdischen Entsagung den ungerechten Groll sühnen, der unsere Familien auseinander riß. Mein Vater wird nie von mir erfahren, daß man einen entwürdigenden Verdacht auf ihn geworfen hat."

„Er weiß es bereits," sprach der Freiherr kleinlaut.

„Dann werde ich ihn zu trösten suchen!"

„Verdamme mich nicht — meine Schuld ist geringer, als Du denkst!"

„Meinst Du, ich wäre noch hier, wenn ich dieß nicht einsähe? Du bist ein Werkzeug in dem traurigen Spiele und ich werde ohne Groll von Dir scheiden, denn Du hast mich voll Liebe aufgenommen."

„Sage mir nur, was ich thun soll?"

„Meinem Vater vertrauen und dem Urtheile Deiner Mutter, die Grund zum Haß und Groll gehabt haben mag, mißtrauen!" sprach Heribert entschieden.

„Mein Vertrauen vernichtet die Verwünschung nicht, mit der meine Mutter von der Erde schied. Soll ich meine Lucilie dem Unglücke überantworten?"

„Gott ist allwissend! Er erkennt die Ungerechtigkeit der menschlichen Verwünschung und leitet ihre Folgen!"

„O Heribert — Du steigerst meine Qual!"

„So will ich scheiden von Dir und Deiner Tochter!" sprach er entschlossen.

Lucilie fuhr zusammen und umfaßte ihn fester.

„Nein! Du sollst bleiben! Ich will vor Dir gerechtfertigt dastehen! Morgen erzähle ich Dir, was ich weiß. Dann gib Du mir Rath! Der Tag möge uns gehören, vielleicht der einzige Tag, wo ich Dich neben Lu-

cilie sehe — vergönnen wir uns ein Glück, ehe wir der trostlosen Oede überantwortet werden."

Heribert blieb. Er blieb als Sieger, trotzdem er ertsagt hatte, denn der Freiherr fühlte seinen Widerstand durch seine Zuversicht auf seines Vaters Ehre gebrochen. Heribert nahm seine Gastfreundschaft um so unbedenklicher an, da er die Grundlage der ausgesprochenen Weigerung weniger auf Haß, Abneigung und Verachtung, als auf vorgefaßten Meinungen suchen konnte.

Er trat natürlich in die selbst von ihm vorgezeichneten Schranken zurück und hielt seine Stellung als Verwandter fest ohne den geringsten Anspruch der Liebe geltend zu machen, aber war, nach dem überstandenen Grame, die Nähe der Geliebten nicht schon ein Glück, das Seligkeit in sich barg? Sein Fuß stand nun wieder an der Schwelle des Paradieses und in den Augen Lucilien's glühte ein so gläubiges Vertrauen auf, daß der Freiherr in seinen Ansichten schwankender wurde, je länger er diese feste Zuversicht auf des Majors Unschuld zu beobachten Gelegenheit hatte.

Als Heribert endlich schied, empfand es der Freiherr schmerzlich, daß er nicht als Verlobter Luciliens Abschied nahm, sondern es der Zeit überließ, das Verhältniß erst zu ordnen.

Drittes Capitel.

Zwischen Schatten und Licht.

Jan Swuyken hatte sich wacker darangehalten. Ein Dorf nach dem andern war von ihm erreicht und er hatte schon Tangermünde, mit seinem Schlosse in Sicht, als der Duft des Abends die Flur zu überschleiern begann. Frisch fort war er gesegelt mit seiner Möve, daß es eine Lust war. Trotzdem trug er insgeheim Bedenken, daß es ihm gelingen werde noch vor Einbruch der Nacht, die im August schon rascher hernieder sinkt, als im Juli Kehnert zu erreichen. Wenn er auf diesem Theile des Stromes so bekannt gewesen wäre, wie in seiner Heimat, so hätte er riskirt im dunkelsten Nachtgraus zu segeln, allein je mehr er sich Magdeburg näherte, desto weniger kannte er das Terrain und „die Elbe soll hier ihre Mucken

haben", meinte er scherzend zu seinem hohen Reisegefährten.

Prinz von Hollfingen hatte sich seit seiner letzten Aeußerung, die ganz unwillkürlich den Zustand seiner Seele kund gab, einem beredsamen Schweigen überlassen. Sein Gemüth litt unter den erschütternden Prozessen, die, zu seinem Heile vielleicht, über sein stilles, abgeschlossenes Dasein verhängt worden waren. Unbewußt dessen, was demselben eigentlich fehlte, war er plötzlich inne geworden, daß ihm der Reiz der Zerstreuung viel mehr galt, als er je geglaubt hatte und im innern Grimme gegen sich selbst war er als scharfer Kritiker dagegen aufgetreten. Im Zwiespalte seines Wesens litt seine ruhige, feste Zärtlichkeit, die er für seine Familie hatte — durch seinen Kampf mit den Versuchungen seines Standes traten die in den Hintergrund, welche er als die Kleinode betrachtete, einem Leben voll schöner Thätigkeit Werth zu verleihen. Der Kampf war aber ausgekämpft. Mit den Abschiedsworten an die Gräfin hatte er seine Entschlüsse ausgesprochen und er fühlte sich von diesem Momente an seiner Familie wiedergegeben.

Der milde, beschwichtigende Einfluß der einsamen Wasserfahrt, in einem Fahrzeuge von fabelhafter Kleinheit, die Nähe eines Mannes, der mit kundiger, kräftiger Hand seine Fahrt leitete und nur durch einen treuherzig

theilnehmenden Blick sein reges Interesse an ihm darthat und die Erinnerung an Ludmilla's Anerbieten „gehen zu wollen," vollendeten den Niederschlag aller bösen Elemente. Er war sich und seiner eigentlichen Natur, die sehr stark zu philosophischer Weisheit neigte, vollständig wiedergegeben. Wie Traumbilder zogen die Erlebnisse der letzten Monate an seinem Geiste vorüber, aber eben nur wie Traumbilder, die in der Nachwirkung kein Herzklopfen zu erregen vermögen, sondern nur die Sinne flüchtig berühren.

Kein günstigerer Moment zu Selbstprüfungen konnte sich finden, als diese Wasserfahrt, die seinem selbst erwählten Lebenswege glich — abgeschnitten von jedem Verkehre — isolirt auf einer weiten Wasserfläche — nur der Treue eines bewährten Mannes anvertraut — reflektirte sich nicht seine ganze Zukunft in dieser Gegenwart? Wer trug die Schuld seines, von Rang und Stand abgeschnittenen, Lebens? Er selbst! Er mußte sich selbst einräumen, daß kein Kampf der Liebe und Leidenschaft ernster und wahrer durchgemacht werden konnte, als der Kampf Ludmillas gegen seine Liebe.

Hatte sie nicht, in ihrem unüberwindlichen Vorurtheile gegen Bündnisse verschiedener Stände gezeigt, daß sie die Klippen ahnete, woran ihr eigenes Lebensglück scheitern müsse? Seine glühende Liebe besiegte endlich

ihren Widerstand und sie isolirte sich mit ihm in dem weiten Welttreiben, sie gab ihr Dasein auf um ihm zu leben — seine Treue hielt sie aufrecht — ihre Treue mußte ihm Entschädigung sein! Sehnsuchtsvoll hob sich des starken Mannes Auge nach jener Himmelsgegend, wo sie weilte — wo sie traurig, gekränkt, gedemüthigt und verlassen zurückblieb.

„Das soll und muß nun anders werden!“ rief es in ihm. „Die Zeit ist da, wo ich als Mann und nicht als Jüngling aufzutreten gezwungen bin. Dem Jüngling genügte das schwärmerische Phantasieleben — ihm genügte die weiche Luft der Poesie, die ihn vom Alltagsleben abschloß — der Mann vertrete nun aber das Leben in der Jugend, das er aus eigenem, freien Entschlusse wählte, er vertrete sein Thun und Treiben, er vertrete die poetischen Schwärmereien, die ihn zwar irre geführt, aber keineswegs unglücklich gemacht und entehrt haben! Das soll und muß sich ändern. Ich werde es ändern!“

Stolz flog sein Blick von einem Horizonte zum andern, als wolle er es versuchen die ganze lebende Generation dieses Erdstriches zu Richtern seines Handelns aufzurufen!

Jan Swuyken unterbrach diesen stolzen Gedankenflug. „Hören Durchlaucht wohl?“ fragte er bescheiden den Kopf halb zu ihm wendend.

„Was ist?" erwiderte der Prinz, noch nicht völlig aus seiner Versunkenheit aufgestört. Ein Jagdsignal drang an sein Ohr. Von ferne nur, kaum hörbar trug es ein Windhauch zu ihm herüber.

„Was? Ist die Jagdcohorte hier versammelt?" sprach der Prinz sich aufrichtend. „Oder sind wir bei Kehnert?"

„Noch lange nicht, Durchlaucht!" entgegnete Jan. „Es wird das Jagdhaus von Weißenwarthe sein, wo sie sind und blasen."

„Was soll ich davon denken!" meinte der Prinz. „Wir verabredeten uns in Kehnert zu treffen und der Excellenz einen Abendschmaus abzujagen! Hört Swuyken — kommt das Signal nicht näher — haltet an ein wenig —"

Jan ließ das Segel fallen und lavirte mit dem Ruder langsam dem Ufer zu.

„Richtig! Sie haben uns gesehen — das Signal gilt uns —" sprach der Prinz lachend.

Jan näherte sich allmählig dem Strande, der durch breite Sandbänke vom Fluße getrennt war. Vorsichtig umschiffte er diese und lenkte dann einer weithin sich ausbreitenden Wiesenfläche zu, wo er hinter niedrigem Erlengebüsch Menschengestalten zu sehen glaubte. Richtig. Kaum sahen diese Gestalten die Jolle auf sich zusteuern,

so eilten sie auf den Rand des ziemlich hohen Ufers und ließen eine lustige Jagdfanfare erschallen.

„Das ist das kurioseste, was ich je erlebt habe," sagte der Prinz. „Ich bin nur neugierig, was es zu bedeuten hat. Mich konnten die Herrn hier gar nicht erwarten — was soll das heißen — gilt das einem Edelmanne, den sie von d'rüben erwarten? Ganz gewiß und ich habe den Vortheil davon."

„Auch gut, gnädigster Herr," antwortete Jan. „Mir wurde schon schwül zu Muthe — nach Kehnert wären wir schwerlich noch gekommen — der Wind wurde immer ungünstiger und das bischen Mondschein bot mir nicht Sicherheit genug."

„Um so besser, wenn wir hier bleiben können. Es verschlägt Euch doch nichts, lieber Swuyken oder wartet Laura auf Euch?" scherzte er.

Jan fing hell an zu lachen. „Die kann schon warten!"

„Nun? Irre ich denn? Ich denke, Ihr seid einig und werdet Euch so bald als möglich heirathen?" warf der Prinz beiläufig hin, während seine ganze Aufmerksamkeit dort am Ufer hing.

„Durchlaucht belieben zu scherzen!"

„Nein, nein! Ich habe Euch neulich belauscht."

„Ach — als ich die Mamsell überholen und der Frau Gräfin zuführen mußte?“

„Der Gräfin zuführen? Etwa der Gräfin Goltz?“ fügte er aufmerkend hinzu.

„Zu dienen Durchlaucht.“

„Was wollte die Dame von Lauren?“

„Sie ausfragen,“ war Jan's lakonische Antwort.

„Worüber?“

„Nun — was in Solitude geschähe.“ Der Prinz fuhr auf.

„Swuyken — Ihr scherzt ungebürlich!“

„Ich würde mir das nie erlauben, allergnädigster Herr. Ich sprach die Wahrheit.“

Der Prinz lachte bitter. „Und dann kam sie mich zu holen?“ murmelte er.

„Sehen Sie dort, Durchlaucht!“ unterbrach ihn Jan und deutete mit der Hand nach dem Ufer, wo eine Schaar Herren, Jäger und Landleute sichtbar wurde.

Ein Halloh und Hallali begrüßte die Schiffenden. Man schwenkte die Mützen und trieb allerlei Spektakel.

„Da bin ich doch neugierig,“ sagte der Prinz, indem er scharf hin sah um die Grüßenden und Rufenden zu erkennen. „Es sind wahrhaftig die Herren, mit denen ich vor einigen Tagen gejagt habe. Wie kommen diese dazu mich hier zu erwarten? Mein Entschluß war, sie

morgen in Schrike beim Prinzen Louis von Preußen zu treffen — sie können unmöglich wissen, daß ich diesen Entschluß geändert habe. Ist das Zufall? Sie wollten heut Abend bei dem Grafen Schulenburg auf Kehnert Rast machen — dort wollte ich sie mit Eurer Hülfe überraschen und nun überraschen sie mich? Kurios!"

Bald darauf legte die Möve an und einige Herren sprangen den Abhang hinab und eilten der Stelle zu, wo sie anlegte.

„Meine Herren, erklären Sie mir vor allen Dingen, ob mir dieser Empfang gilt oder nicht?" fragte der Prinz ihnen heiter entgegentretend.

„Nur Ihnen, Durchlaucht," antwortete der Herr von Massenbach ehrerbietig.

„Wie konnten Sie mich erwarten? Ich wollte morgen erst kommen?"

„Haben Durchlaucht keine Stafette erhalten?" fragte der Oberst von Scharnhorst, der eben näher trat. Auf die Verneinung des Prinzen erklärte man es als ein Wunder, daß er hier sei und zwar auf derselben Weise ankomme, wie man es ihm unterthänigst vorgeschlagen.

„Wir wurden mit unserm beabsichtigten Angriff auf Küche und Keller Sr. Excellenz Schulenburg, zurückgeschlagen," berichtete ein dicker Rittmeister lachend.

„Sr. Excellenz auf Kehnert befindet sich unwohl,“ fiel Massenbach ein.

„Das ist die Excellenz immer, wenn man auf ihren Beutel, respektive Wein — spekulirt,“ spottete der dicke Rittmeister von Bollk.

„Ist's wahr?“ fragte der Prinz zu Scharnhorst gewendet, der lächelte und nickte.

„Nun hatten wir beschlossen in Tangermünde zu bleiben,“ ergänzte Herr von Massenbach, „da erhielten wir von Sr. Hoheit, dem Prinzen Louis, Befehl, morgen früh um fünf Uhr zur Jagd in Schrike zu sein und wir zogen es nun, der Nähe wegen, vor, hier zu campiren. Eine Stafette des Prinzen ging zu Ew. Durchlaucht und wir stellten Posten auf, Sie zu erwarten und uns das Signal zum Empfang zu geben.“

„Vortrefflich! Aber nur dem Zufalle haben es die Herren zu danken, daß Sie nicht die halbe Nacht vergeblich gewartet. Ich erhielt weder eine Stafette, noch war es eigentlich meine Absicht, eher als morgen Abend in Schrike einzutreffen.“

„Um so dankbarer sind wir dem Gott des Zufalles,“ erwiderte Massenbach artig.

Der Prinz schritt schon sorglos vorwärts, als er sich plötzlich seines Schiffers erinnerte.

„Hört, lieber Swuyken,“ sprach er zurückgewendet,

„sucht Euch irgendwo ein gutes Unterkommen, aber kehrt nicht eher zurück, bis ich Euch nochmals gesprochen habe. Ihr müßt mir einen Auftrag ausrichten — mein Dank für Eure Hülfe soll sich schon später zeigen." Er reichte ihm, angesichts der Herren, die Hand und nickte ihm freundschaftlich zu. Dann ging er mit seinen Begleitern davon.

Der Oberst von Scharnhorst, jedenfalls der ernsteste und vernünftigste der ganzen Gesellschaft, wurde vom Prinzen von Hollfingen ausschließlich zu seiner Unterhaltung erwählt, während sie auf dem nächsten Wege, umschwärmt von den jugendlichen Edelleuten, von ihren Dienern und Hunden, nach dem Jagdhause von Weißenwarthe gingen. Sein Vorsatz, den er längst gefaßt hatte, der aber während der letzten Stunden erst reif geworden war, wurde bedeutend unterstützt durch dieß Zusammentreffen, welches sie Beide auf mehrere Stunden ganz ungenirt vereinigte.

Der Prinz hatte nicht gehofft Scharnhorst beim Prinzen Louis noch anzutreffen, da er seine Geschäftsreise durch die Altmark vollendet hatte und direkt von Stendal aus nach Potsdam zurück wollte, weil dort von den Generalen Kalkreuth, Rüchel und dem Prinzen von Würtemberg eine Zusammenkunft verabredet und er zum Berichterstatten befohlen worden war. Diese Konferenz

war vertagt. Dadurch gewann der Oberst Scharnhorst Muße und er benutzte sie gern zu einer Annäherung an den Prinzen Louis, mit dessen Ansichten von Krieg und Frieden er vollständig harmonirte, wenn sich auch sonst wenig Gleichheit in ihren Principien vorfand. Er schätzte den Prinzen von Hollfingen wegen seines gediegenen Charakters viel höher, als den preußischen Prinzen und seinen Anordnungen war es beizumessen, daß ein Courier abgesendet wurde, ihm die nachträgliche Abänderung ihrer Jagdbeschlüsse zu überbringen. Dieser Courier hatte jedoch das Unglück mit dem Pferde zu stürzen und zwei volle Stunden hülflos, in der öden Landschaft, dicht vor dem Teufelssumpfe, liegen zu bleiben. Als er endlich gefunden und die Depesche in Solitude abgegeben wurde, da blieb der Dienerschaft des Prinzen nichts weiter mehr zu thun übrig, als mit den Pferden und mit der Garderobe desselben nach Schrike zu ziehen.

„Was haben Sie für Nachrichten seit vorgestern, meine Herren," begann der Prinz von Hollfingen das Gespräch, nachdem sie auf dem glatten, grasigen Wege angelangt waren und im letzten Abendschimmer neben einander fortwandelten.

„Allerlei Neues!" rief der Herr von Massenbach. „Haugwitz wird wieder geholt!"

Der Prinz schaute frappirt auf.

„Vom König befohlen? Nicht möglich!“

„Nicht gerade vom König befohlen, obwohl sein Wille sicherlich dahinter steckt,“ antwortete Massenbach, „Man hat mit diplomatischer Feinheit einen Verwandten desselben, den Major von Wendemark, persuadirt, bei ihm anzuklopfen, ob er nicht geneigt wäre, wieder in den Staatsdienst zu treten und eine diplomatische Sendung nach Paris zu übernehmen.“

„Aber mein Himmel, wohin soll dieser ewige Wechsel der Prinzipien endlich noch führen?“ fragte der Prinz. „Kaum daß der König einzusehen scheint, daß Preußen durch Haugwitzens Politik, durch sein schwankendes, unselbstständiges Handeln, durch sein planloses Intriguiren, allen Credit, alle Achtung verloren hat, kaum daß man aufathmet und der festern Staatsklugheit Hardenbergs eine günstige Wirkung auf die allgemeine Stimmung zutraut, so ruft man den Mann, der sich klugerweise selbst in's Exil zurückgezogen, wieder herbei? Wozu das, meine Herren?“

„Um durch Schlangenklugheit den Frieden zu erhalten!“ rief der dicke Rittmeister. „Es gibt leider am Hofe eine Partei, die die Vergnügungen des Friedens der Ehre des Krieges vorzieht — diese Parthei hat den schlauen und geschmeidigen Haugwitz nöthig.“

„Will der König noch immer nicht einsehen, daß er ein Unrecht begeht, wenn er sich der Coalition mit Oesterreich beharrlich entzieht?“ fragte der Prinz auffahrend.

„Des Königs Wille wird durch Noth bedingt,“ wendete der Oberst von Scharnhorst ernst und ruhig ein. „Seine Gerechtigkeitsliebe und seine Güte scheuen jeden Druck seines Volkes und er selbst hat keinen Fond ausreichend zum Kriegsbedarf.“

„Danach würde Napoleon wenig fragen,“ warf der dicke Rittmeister von Bollk ein. „Der Besiegte muß aufkommen für die Kosten des Feldzuges — so hat es unser glorreicher Friedrich gemacht, damals war es doch noch eine Lust Offizier zu sein — jetzt aber läßt man seinen Säbel vergebens schleifen — er rostet in der Scheide!“

Scharnhorst wendete sich spottlächelnd zu dem Prinzen.

„Das ist der Muth des Avancements, Durchlaucht! Aber recht haben Sie doch, wenn Sie fragen: wohin soll das am Ende führen? Mir ahnet schon wohin es führen wird. Preußen wird sich durch seine Unschlüssigkeit isoliren und dann allein stehen und allein fallen!“

„Ganz wahr,“ sprach Massenbach, „denn schon jetzt hört man von einer Coalition Englands, Rußlands

und Oesterreich und zu dieser Vereinigung hat man Preußen gar nicht aufgefordert!"

Unangenehm überrascht blickte der Prinz den Obersten Scharnhorst an.

„Ist das wahr?" fragte er scharf. Als dieser nur die Achseln zuckte, fügte er hinzu: „Dann biete ich meine Dienste einem anderen Staate, wie Preußen. Aber — meine Herren — ist denn kein redlicher Mensch in der ganzen Umgebung des Königs, der ihm die Augen für das öffnet, was ihm zu wissen noth thut?"

„Se. Hoheit der Prinz Louis hat sein möglichstes gethan um dahin zu wirken," rief Massenbach. „Er hat den Zorn und die Ungnade des Königs riskirt — alles vergebens! Man sucht der Majestät das als Auswüchse exentrischer Geisteslaunen darzustellen und lullt ihn wieder in seinen Friedensschlummer ein mit Liedern von wachsender Volkszufriedenheit, die sich täglich mehr darin zeige, daß die Theilnahme an den königlichen Vergnügungen steige!"

„Larifari!" spottete der Rittmeister. „Das Volk begnügt sich in der Armuth seines Verstandes mit den Brocken, die ihm vom empfindsamen Geistesleben der feinen Zirkel zufallen und ahmt nach, weil das Volk zum Affengeschlecht gehört und Vergnügen daran findet so zu spielen, wie der Hof spielt!"

„Im Grunde richtig, lieber Rittmeister,“ entgegnete Scharnhorst, „allein es ist doch nicht zu verkennen, daß seit dem Regierungsantritte unseres liebenswürdigen Königspaares ein anderer Geist sich regt. Die Bewegung in der Bildung eines ganzen Volkes ist immer erst ein Interesse an den Amüsements feinerer Zirkel. Von oben herab muß die Geisteskultur kommen, wenn sie allgemein werden soll —“

„Von oben herab muß dann auch die Unterstützung dieser Kultur kommen,“ rief Massenbach. „Davon weiß ich aber ein Lied zu singen, wie es damit steht!“

„Ich gebe gern zu, lieber Oberst, daß Sie eine allgemeine Geisteskultur richtig charakterisiren,“ sprach der Prinz, „es gibt allerdings Uebergangsperioden, die gefährlich erscheinen und doch nur ein innerer Kampf krampfhafter Zustände mit reinigenden Elementen sind, aber wenn ich ihre frühern Schilderungen des Berliner Lebens mit dem zusammen stelle, was ich unter den Anfängen einer Volksbildung begreife, so ist mir nicht klar, wie Sie Ihre Behauptung durchzuführen gedenken.“

„Ganz leicht! Betheiligt sich erst die Neugier eines Volkes, so erwacht die Nachahmungssucht und in ihr liegen die Elemente, die den Geist elektrisiren und das Licht der Aufklärung anzünden.“

„Sind das nicht ideale Anschauungen eines Dich-

ters? Sind solche Behauptungen auf die Wirklichkeit zurückzuführen?" fragte der Prinz mit leuchtenden Blicken den Mann betrachtend, den er immer mehr zu schätzen Ursache fand.

„Warum nicht? Gehen Sie zu meinem Berufe über, Durchlaucht. Der Soldatenstand ist gewiß nicht zu den idealen Standpunkten zu rechnen. Lassen Sie den Soldaten, der hier bei uns in dumpfem Gehorsam folgt, neben den Soldaten des neuen Kaiserreiches agiren. Welch' ein Unterschied! Woher kommt der Unterschied? Weil Napoleon selbst als begeisterter Soldat agirt, weil sein ganzes Interesse darauf gerichtet ist, weil er es zur Aufgabe seines Lebens macht den tüchtigen Feldherrn darzustellen. Es ist sein Vergnügen! Jeder seiner Offiziere theilt dies Vergnügen und paßen Sie auf, das französische Volk wird groß werden in diesem kaiserlichen Vergnügen. Es ist ebenfalls schon längst zum Interesse geweckt, wird den kaiserlichen Geist in sich aufnehmen und vom Nachahmungsfieber vorwärts getrieben werden bis zu einer Gewalt und Größe, die fabelhaft dasteht."

„Sie wollen doch aber damit nicht behaupten, daß wir unterliegen könnten, wenn es uns Ernst wäre mit dem Siegen?" fragte der Rittmeister indignirt.

„Aber auch ganz gewiß werden wir das, wenn es

so bleibt, wie es ist," erwiederte der Oberst sehr bestimmt, „dennn es fehlt uns der Mann, der unseres Volkes Geist entflammen kann. Nur der bitterste Lebensernst vermag unsere jetzige Generation aus dem Schlummer zu wecken, in welchem das üppigste, prunksüchtigste Schlaraffenthum sich gewiegt hat."

„Aber die Königin Louise, sonst der eigentliche nervus rerum dieser Art Geselligkeit, soll nicht schlummern und nicht blind sein, sondern angsterfüllt aus dem Gaukelspiele der Hofatmosphäre in die Zukunft blicken," sprach der Prinz.

„Was kann alles ausschauen helfen," meinte Massenbach etwas bitter, „die hohe Dame erkennt nicht, nein sie ahnet nur, daß Unnatur, Lüge und Schein in ihrem Leben und in ihrer nächsten Umgebung verborgen liegt. Sie liebt aber das Leben — sie liebt ihre Umgebung — sie duldet den Mann in ihrer Nähe, der uns durch seine Geschmeidigkeit, Hinterlist und Eigenliebe in's Verderben leitet."

„Sie meinen den Luchesini?" prahlte der Rittmeister heraus.

„Still — er hat überall seine Horcher —" warnte Massenbach. „Selbst Prinz Louis nennt ihn nur leise einen italienischen Schurken! Bedenken Sie den Einfluß den die beiden Ausländer, der Glücksritter Luchesini

und der Avanturier Lombard gewonnen haben. Letzterer nennt sich selbst mit größter Behaglichkeit einen Parvenü und rühmt sich seiner Stellung beim Könige mit grenzenloser Frechheit."

„Lassen Sie doch das den König erfahren," sprach heftig der Prinz. „Sagen Sie doch der Königin, wie erbärmlich der Marchese Luchesini, den sie so gern sieht in ihren Zirkeln, beim Volke angeschrieben ist."

„Um Gotteswillen! Wo denken Sie hin, Durchlaucht!" rief Massenbach mit affektirter Angst. „Ja, hätte ich Lust Eremit von Solitude zu werden, so wüßte ich wohin mit der Ungnade, die meiner wartete."

Der Rittmeister lachte hell auf:

„Wenn in der Luft Geister wären, so möchte es rathsam sein ein solcher Luftgeist schwebte dahin zu den Ohren der Großen der Welt und flüsterte ihnen zu, wie sie mit Feinheit getäuscht und betrogen würden — ein gewöhnlicher Sterblicher wagt solche Grobheiten der Wahrheit nicht."

„Man spielt allerdings überall vor den Herrschern Komödie."

„Wissen Sie, worin das liegt?"

„Weil jede Majestät sich Gott gleich hält und lieber Dankgebete und Lobhymnen hört, als die Wahrheit!"

„Getroffen! Wer seinen Mund aufthut zu „Andeutungen“, wird mit verächtlichem Schweigen bestraft und wer sich „offene Darlegungen von Uebelständen“ erlaubt —“

„Der wird in den Winkel gestellt!“

„Darüber geht unser Preußen auch noch zu Grunde!“

„Unsere Politik macht uns verächtlich!“

„Sie gibt dem französischen Kaiser Mittel zum Angriff in die Hand!“

„Und die andern Staaten Deutschlands ziehen sich von uns zurück, weil wir ihnen zweideutig erscheinen.“

„Oesterreich nimmt an, daß Preußen mit Frankreich liebäugelt, um sich zu heben und zwar auf Oesterreichs Kosten.“

„Ja wohl. Und England hält es für Vergrößerungsgelüste Preußens, daß wir uns neutral halten.“

„Wir haben aber — einfach gesagt — nun kein Geld zur Kriegsrüstung!“

„Und doch rüsten wir im Stillen und reizen dadurch den neuen Kaiser zum Unwillen? Wo bleibt da die Consequenz?“

„Pah — wir greifen nicht an — was will da der Herr Kaiser mehr?“

„Warum greifen wir nicht an? Warum stellen

wir uns Oesterreich, das jetzt von ihm bedroht wird, nicht zur Seite?"

„Weil Majestät die Nothwendigkeit davon nicht einsieht! Majestät will keinen Krieg und Majestät zürnt ernstlich denen, die anderer Meinung sind."

Prinz von Hollfingen hatte aufmerksam zugehört, ohne sich an diesem Gespräche zu betheiligen, das Schlag auf Schlag folgte, wie es in lebhafter, unbedachter Conversation zu gehen pflegt. Jetzt warf er die Bemerkung ein:

„Ich habe bis dahin geglaubt, es läge in der Natur der Verhältnisse, wenn sich der Herrscher des Landes in feierlicher Haltung vom Volke trennte, allein meine Meinung wird wankend gemacht und zwar durch unser Gespräch. Die Stimme des Volkes müßte mehr zu den königlichen Ohren dringen um ihnen des Volkes Meinung darzuthun!"

„Allerdings Durchlaucht!" entgegnete Scharnhorst lebhaft.

Die beiden anderen Herren sahen sich verdutzt an. Ihnen schien des Volkes Meinung ein Unding. Das Volk war höchstens dazu da um Steuern zu zahlen und sich eventualiter für des Königs Macht und zum Ruhme seiner Offiziere todtschlagen oder todtschießen zu lassen.

„Das sind ja revolutionäre Ideen, Durchlaucht,“ sprach Massenbach lächelnd.

„Glauben Sie, lieber Freund, daß Sie weniger revolutionär gesprochen haben seit einer halben Stunde,“ entgegnete ebenfalls lächelnd der Prinz. „Könnte nicht Ihre Ansicht der Verhältniße die Ansicht des Volkes vertreten?“

„Da sei Gott für!“ rief der Rittmeister. „Wir wären verloren, wenn das Volk erst überhaupt eine Meinung hätte. Sehen wir nach Frankreich, wo das Volk Guillotinen baute. Wo der Druck von oben aufhört, da schießt das Menschenblut in Strömen auf zum Himmel.“

„Beim Kriegführen düngt es freilich nur die Erde,“ spöttelte der Prinz, um dem muthigen Helden mit gleichen Waffen zu dienen. „Lassen wir das dahin gestellt sein. Die Zukunft enscheidet vielleicht über unsere Frage. Für jetzt sagen Sie mir, Herr Rittmeister, wie sie mit Ihren Aushebungen hier in der Gegend zufrieden sind. Wie steht's mit der Remonte? Haben Sie Pferde von guter Sorte dazu gefunden?“

„Vortreffliche Pferde, Durchlaucht!“ referirte der Rittmeister. „Auch die Mannschaften werden uns Ehre machen. Wir hoben unser Augenmerk auf die Race

gerichtet, die mehr auf gute Behandlung, als auf guten Lohn sieht!"

„Das heißt," schaltete der Oberst mißbilligend ein, „das heißt doch nur so weit das Recht reicht!"

„Natürlich!" rief der Rittmeister diensteifrig. „Wir haben tüchtig vorgearbeitet. Die Land- und Gerichtsämter thaten uns alles zu Gefallen und der nächste Montag wird uns zeigen, was für eine Ernte an brauchbaren Subjecten wir zu erwarten haben."

„Für solche Dinge giebt es keinen brauchbareren Offizier, als Sie," sagte der Herr von Massenbach ironisch lächelnd den kolossalen Körper des Rittmeisters musternd.

„Und diese enorme Geschäftsthätigkeit greift Sie wunderbarer Weise gar nicht an — Sie sind wahrhaftig noch um zwanzig Pfund schwerer geworden! Was sagt Ihr Pferd dazu, mein lieber Vollk? Dem wird's saurer werden fortzukommen, als Ihnen."

Der Rittmeister kniff während dieser Spottrede die Lippen zusammen, runzelte die Stirn und gab durch sein Geberdenspiel kund, daß er sich ärgerte.

„Auf Kavalierparole," sprudelte er endlich heraus, „es wird mir saurer als Manchem seine ganze Carriere, aber mir fehlt der Fuchsschwanz zum wedeln — weiter nichts!"

„Gottlob, daß der fehlt, sonst wögen Sie noch schwerer!“ scherzte Massenbach gemüthlich weiter, denn er kannte des Rittmeisters Schwäche für sein Embonpoint, das er für schön hielt. „Was denken Sie denn ausheben zu können? Einige hundert etwa?“

„Warten Sie nur acht Wochen und ich stelle ein paar Schwadronen, daß es eine Pracht ist, trotzdem der König kein Geld hat!“

„Nur keine Ungerechtigkeiten — keine Bedrückungen, Rittmeister,“ warnte Scharnhorst.

„Pah — man muß nur den Kopf danach zu halten wissen!“ erwiederte dieser übermüthig lachend.

„Wahrhaftig, Rittmeister, Sr. Hoheit der Prinz Louis hat recht, wenn er behauptet, Sie wären ein tüchtiger Vollk!“ rief Herr von Massenbach vergnügt. Alle lachten.

Gleich darauf erreichten sie das Jagdhaus und vereinigten sich somit mit der übrigen Gesellschaft. Man überließ sich mit Wohlbehagen den Freuden eines solennen Abendschmauses und der Frohsinn herrschte in vollem Maße. Von den nothwendigen Kriegserklärungen des Königs war gar nicht mehr die Rede, man lebte der Gegenwart, freuete sich ihrer und ließ regieren, wer regieren wollte. Erst spät Abends, als der Prinz von Hollfingen sein Zimmer aufsuchte, das ihm reservirt war,

fand sich eine Gelegenheit, auf einige Momente mit dem Obersten Scharnhorst allein zu sprechen.

„Wollen Sie mit mir in der kleinen Jolle hinab nach Schrike fahren?“ fragte der Prinz hastig seine Hand fassend. „Ich hätte mit Ihnen zu sprechen, lieber Oberst!“

Scharnhorst, nicht eben ausgebildet in der feinern Lebensart, machte ein verwundertes Gesicht und ein steifes Compliment.

„Sie müssen es gern thun,“ fügte der Prinz hastig hinzu. „Ich habe Vertrauen zu Ihnen gefaßt — Ihre Menschenkenntniß soll mich leiten —“

„Durchlaucht sind zu gütig. Bin ich wohl der Mann, der Ihnen rathen kann?“ sprach der biedere Mann bescheiden.

„Ich habe Sie als Einen erkannt, der den Kopf und das Herz auf dem rechten Flecke hat — irre ich mich darin?“

„Nein, Durchlaucht! Mein Herz schlägt für das, was jeden edeln Mann bewegen muß und mein Kopf hat seine Schuldigkeit gethan, indem er mich dahin brachte, wo ich gottlob jetzt stehe.“

„Also — wollen Sie mir Rath geben?“

„Wenn Sie glauben, daß ich es kann — gewiß!“

„Gut! Wir brechen etwas zeitiger auf, als die

Andern. Mein guter Freund Swuyken wartet meiner. Wir fahren ab, ehe die Andern es denken —"

„Die ganze Gesellschaft will zu Wasser hinüber, da die Jagd im Rothenseeer Busche abgehalten werden soll und dieser sich bis zur Elbe heranzieht."

„Gut! Unterwegs haben wir Muße. Mein Herz verlangt nach einem treuen Rathgeber, da es selbst zu unruhig bewegt und von Gefühlen in Anspruch genommen wird, die es unfähig zur Ueberlegung machen."

Scharnhorst trat mit einem komischen Schrecken zurück.

„Durchlaucht —" rief er feierlich — „eine Herzensangelegenheit? O Jerum in dieser Strategie kann ich nichts leisten!"

Der Prinz lachte. „Beruhigen Sie sich. Es handelt sich nicht um eine Geliebte, sondern um eine Frau und sechs hoffnungsvolle Sprößlinge."

„Die Sie verläugnen wollen?" fragte der Oberst mit dem schnarrend gezogenen Tone, den er gern annahm, wenn er ungehalten war.

„Würde ich dazu Ihres Rathes bedürfen?" erwiederte der Prinz hoheitsvoll.

„Verzeihen Sie dem Manne, der als Bauernsohn, wohl Kriegsmann, aber nie Hofkavalier werden kann,"

bat Scharnhorst herzlich. „Ich bin zu schlicht und grad für feine Männer!“

„Eben deswegen liebe ich Sie!“ rief der Prinz begeistert. „Ihre erste Bekanntschaft rettete mein Gemüth, meine Seele, meine Vernunft und meinen Verstand. Jetzt bleibt nur das Herz noch zu retten und da sollen Sie Rath geben!“

„Ich bin bereit! Eignet sich aber ein so kleiner Kahn, wie der, worin Sie gekommen sind, wohl zum Audienzzimmer?“

„Jan Swuyken ist mein Freund, Oberst. Er ist der Sohn des holländischen Einwanderers, dem König Friedrich das Stück Land schenkte um eine Schneidemühle anzulegen. Er ist mein nächster Nachbar und ich weiß die Zeit noch, wo ich ihn Kreiseltreiben lehrte!“

Der Oberst sah den Prinzen scharf und durchdringend an, während er leidenschaftlich bewegt sprach.

„Außerdem verbinde ich die Absicht, ihn zum Eingeweihten meiner Verhältnisse machen zu wollen, noch mit dem Plane, ihn als Gesandten nach Solitude zu benutzen, wo es ein tiefgebeugtes Herz zu beruhigen gilt. Jan Swuyken ist ein Mensch voll sorgloser Güte, aber auch voll Redlichkeit, wie selten jemand. Ich würde ihm mein theuerstes Kleinod unbedenklich anvertrauen.“

„Das löscht meine Scrupel!“ fiel der Oberst ein,

der sichtlich angezogen von dem seltenen Falle wurde, einen Prinzen in wahrer Freundlichkeit die Vorzüge eines einfachen Bürgers anerkennen zu sehen.

„Jan Swuyken ist ein reicher Mann geworden und dennoch seinen einfachen Sitten treu geblieben.“

„Ein gutes Zeichen! Die Hoffarth ist sonst sogleich die Begleiterin des Reichthumes.“

„Also laufe ich keine Gefahr, ihn zum Mitwisser eines Geheimnisses zu machen, das für ihn wahrscheinlicherweise schon längst keins mehr ist,“ schloß der Prinz lebhaft. „Wir vertrauen uns seiner „Möve,“ die er mit kunstgerechter Führung schon als Knabe durch den Strom fliegen ließ. Gute Nacht! Lieber Oberst.“ Noch ein Händedruck und sie schieden um von diesem Moment an, trotz ihrer verschiedenen Lebenswege, ein reges Interesse für einander zu bewahren.

Daß der Plan, den der Prinz auf Jan Swuykens „sorglose Güte“ gebauet hatte, diesen weit länger, als er sich vorgenommen, von seinem Hause entfernte, machte den jungen Mann doch im ersten Augenblicke ein wenig bedenklich. Er wurde noch spät Abends von einem Boten davon in Kenntniß gesetzt, welche Ehre ihm zu Theil werden solle und so lieb ihm einestheils die weitere Fahrt sein mußte, die ihm Gelegenheit verschaffte, den Prinzen

Louis, der sehr beliebt in der Provinz war, von Angesicht zu Angesicht zu schauen, so unbequem wurde ihm doch seine weitergeführte Rolle als Steuermann, da er sich sehr wohl der Verabredung mit Henrike erinnerte, die ihn nun vergeblich in seiner Bude erwartete. Er konnte füglicherweise erst spät Nachmittags zurück sein. Dann aber war sie sicherlich, des Wartens müde, schon wieder heimgekehrt.

Was ließ sich aber gegen die Bitte des Prinzen, den er abgöttisch verehrte, thun? Im Grunde versäumte er nichts. Sein Geschäft ging auch ohne ihn geregelt seinen Gang, also ergab er sich heitern Muthes dem Zufalle ohne zu ahnen, daß das Schicksal seinen Lebensfaden mit denen anderer Personen dadurch verflocht um ein Dunkel zu lichten.

Er ergab sich jedoch auch später der Bitte seines Gönners, als dieser, nach der Konferenz mit dem Obersten, es nothwendig fand, Ludmilla einen längern Brief zu schreiben und wartete, angenehm von der lustigen Jagdparthie zerstreut, noch einen ganzen Tag, bis der Prinz Zeit gewann, den Brief zu schreiben. Dann erst lichtete er Mittags sein kleines, bunt gestreiftes Segel und flog, wie ein Sturmvogel, vom Winde begünstigt und von den Wellen heimwärts getragen, seiner Bude zu, wo er im Dämmerlichte des Abend glücklich anlangte

und sich bereit machte, so schnell, wie möglich „in's Nest" zu gehen um mit dem frühen Morgen, zuerst, hinüber nach der Mühle und dann, nach Solitude aufbrechen zu können, wohin ihn sein Herz und seine Pflicht zog.

Viertes Capitel.

Stahl und Stein gibt Funken!

Henrike, ihrer quälenden Unruhe, mehr als gut war, hingegeben, hatte nach und nach Frau Swuyken auch damit angesteckt und dieselbe aus ihrer gewöhnlichen pflegmatischen Ruhe aufgeschreckt. Vereint begannen sie von neuen die Nachsuchungen nach dem sogenannten Freibriefe, ungeachtet der Executor Schlipsak dergleichen Handschriften für unnütz erklärt hatte.

Was sich an Kasten, Kisten, Schubladen und Fächern im Hause vorfand wurde durchsucht. Vergebliches Bemühen! Das Document mußte als unrichtig oder überflüssig betrachtet worden sein — es war verschwunden!

Darüber wurde es Nacht und wieder Tag. Henrike stand am Ufer und sah sich die Augen beinah blind. Jan

kam nicht und es war Freitag. Am Montage sollte sich der junge Mann vor die Kriegscommission stellen und — wie Schlipsak, der weise Amtsbote dictactorisch erklärt hatte, „eingekleidet werden.“

„Wenn nur Jan mindestens da wär,“ sprach Frau Swuyken wohl zehn Mal in einer Stunde und Henrike accompagnirte diesen Ausruf mit schweren Seufzern.

Der Tag verlief ohne Störung. Der Abend brach herein. Henrike stand auf der Gallerie und schauete „banger Sehnsucht voll“ hinüber nach den Fenstern von „Jan's Bude,“ die anfing der Inbegriff aller ihrer Wünsche zu werden.

Der Abend war lau und still. Die Wellen des Stromes schlichen träumend am Ufer dahin. In ihrem glatten Spiegel glitzerte der Mond. Ueberall Ruhe und Feierabend.

Henrike fühlte eine unaussprechliche Trauer in sich erwachen. Sie sah in ihren beunruhigten Gedanken den jungen Mann aus dem Kreise der Seinigen fortgerissen, sah die armen, kleinen Knaben gleichsam verwaist, sah sie, auf die schwache Kraft ihrer Großmutter angewiesen, wild und ungebändigt aufwachsen, während ihr Vater, von eines Herrschers Macht und Gewalt gezwungen, fern von ihnen einem wüsten Soldatenleben sich erg eben mußte.

Ihr Herz blutete bei diesen Phantasiebildern. Sie hätte ihr eigenes Leben opfern mögen um dieß Schicksal von einer Familie abzuwenden, die ihr als die glücklichste auf der ganzen Erde erschien. — Der Freibrief konnte allein den Lauf des Unglückes, das sie bedrohete, hemmen — aber der Freibrief war nicht zu finden!

Sie lehnte sich in eine Ecke der Gallerie und schien wirklich Lust zu haben die Nacht lieber hier zu verträumen, als sich bekümmert, wie sie war, schlaflos in ihrem weichen Bette umherzuwerfen.

Da rauschte es, ganz von fern und leise, wie ein Ruderschlag im Wasser. Ein kleiner heller Punkt durchschnitt des Mondes Silberfunken, die er im Wasser ausgestreuet zu haben schien und Henrike schrie freudetrunken: „Die Möve!"

Instinktmäßig, ohne klare Besinnung dessen, was sie unternahm, flog sie wie ein Pfeil zum Ufer, glitt in ihre Gondel, lösete die Kette und ruderte schon um die Weiden herum, als Jan Swuyken eben erst ein „Heppchen Abendbrod" begehrte um dann in's Bett zu steigen.

Mit mehr, als gewöhnlicher Kraft ruderte Henrike gerade hinüber, unbekümmert um die gefährlichen Strudel, die sie sonst vermied, wenn sie die Knaben bei sich hatte. Ob ihre Gondel schwankte und sich, gewaltsam vom Strome gefaßt, bis zum Kippen wiegte — was

schadete das. Jan war da! Jan sollte, Jan mußte, Jan konnte gerettet werden! Sie mußte Jan sprechen und ihm die Rathschläge mittheilen, die ihr Gehirn zu Tage gebracht — ob sie klug handelte, wenn sie ihn dazu überredete, was sie sich als Hilfsmittel ausgemalt, ja, das überlegte sie nicht! Die kluge Henrike hatte zum ersten Male in ihrem Leben sophistischen Gedanken Raum gegeben und sie erkannte in ihrer glühenden Herzensangst die Sophistik nicht, die darin lag. Hart ließ sie ihre Gondel auf den Strand laufen und nahm sich kaum Zeit, die Kette über den Pfahl zu werfen. Im Vorwärtsschreiten verwickelte sich ihr Fuß in etwas, das wüst und unordentlich am sonst reinlich abgespülten Strande lag. Sie blieb stehen und sah darauf nieder. Es waren die Blumengewinde, die Gold- und Silberpapierfahnen des Götterschiffes, gemischt mit zerbrochenen Tellern, Gläsern und Flaschen. Der große Kahn Swuykens hatte gleich Tags darauf irdischen Zwecken dienen und eine Kahnladung Bretter nach Hamburg führen müssen. Natürlich mußte die Ausschmückung beseitigt werden und man hatte es der Fluth überlassen Alles das, was von der Götterfreude übrig geblieben war, in den Schooß des Wassers hinabzuspülen.

Henrike stieß verächtlich mit dem Fuße die eklen Ueberreste des Götterfestes fort und flüsterte: „Wenn's

nur Mancher sähe, wie's hinterher aussieht, wenn die Lust vorbei ist, so würd's schon helfen den Übermuth vertreiben. Aber rückwärts sehen die Großen nicht — das ekelt sie an!"

Flüchtigen Fußes eilte sie hinauf und trat einige Minuten später so plötzlich vor Jan hin, der ein tüchtig Stück Butterbrod auf der Hand hielt, daß er glaubte eine Spukgestalt zu sehen. Freudig sprang er auf.

„Wo kommst her, Henrike?" schrie er mit einer Stimme, als wolle er es dem jenseitigen Ufer deutlich machen, daß er sich freuete.

„Still nur —" flüsterte sie mit gedämpftem Tone. „Es braucht niemand zu wissen, daß ich hier war. Schließ' die Thür. — Es hat mich keiner kommen sehen und beim Weggehen will ich's schon einrichten, daß's auch niemand sieht."

Jan sah sie verwundert an. Ehe ein anderer Gedanke aber in ihm Raum gewinnen konnte, fuhr das Mädchen leise fort:

„Du bist vorgeladen! Am Montag, den 18. sollst Soldat werden!"

„Warum nicht gar!" antwortete Jan mit unterdrücktem Lachen.

„Lach' nicht! 'S ist bittrer Ernst! 'S ist reichlich

schlimm!“ Ihre Stimme hatte einen Klang, als wolle sie in Weinen ausbrechen.

„Nur keine Angst, Henrike!“ beschwichtigte er sie. „Hab' ich nicht 'nen Freibrief vom seligen alten Fritz?“

„Ja, wo denn? Schaff' ihn her! Der Gerichtsbote sagt zwar „der hülf' nichts, denn der König brauche reich' Leut' zur Kavallerie.“

„Ach, hör' doch nicht auf den Amtsboten — der hat uns mein Lebtag nicht leiden mögen, weil wir frei von allen Abgaben und Frohndiensten sind. Wir haben ja Edelmannsrechte — Henrike — laß Dich doch nicht einschüchtern!“

„Muth genug hab' ich schon, aber gegen Gewalt hilft kein Recht! Wo ist denn Euer Freibrief, der Euch Edelmannsrecht' gibt?“

„Er muß ja da sein!“

„Er ist aber nicht zu finden! Und stellen mußt' Dich und eingekleid't wirst ohne Gnad und Barmherzigkeit. Und's Pferd ist schon ausgewählt aus Deinem Stalle, das Dich zur Schwadron tragen soll!“

„I so muß die Höll' platzen!“ rief Jan etwas ernster.

„Hör' zu, Jan! Ich hab' 'was ausgedacht! Fällt's nicht gescheut genug aus, so erdenk 'was anderes!“ Sie holte tief Athem und fuhr, rasch sprechend, fort:

„Verlaß' Dich d'rauf — ich hab's gestern erlauscht, als sie die Pferd' allzusammen aus dem Stall holten und ein baumlanger Wachtmeister sie hin und her beschaute."

„Mein' Pferde aus meinem Stalle?" rief Jan erstarrt vor Verwunderung. „I — so muß ja die Hölle platzen!"

„Ja wohl! Sie machen gar kein Federlesens, Jan. Verlaß Dich d'rauf, sie werfen Dich in's Loch, wenn Du widerstrebst und es kräht kein Hahn danach!"

„Na nu! Es wird doch 'ne Gerechtigkeit im preußischen Land' sein, Henrike?"

„Ja wohl! Aber die Gerechtigkeit hört auf, wo die Noth anfängt und die Noth ist da. Sie haben da eine Schrift verlesen, wo es d'rinnen stand, daß die Preußen zum Dienst verpflichtet sind."

„Ich hab' ja aber einen Freibrief!"

„Wo hast'n denn? Er ist ja nicht zu finden!"

„Er muß da sein! Als ich's Haus hier bauen wollt', war er noch da und ich hab' darauf auch vom Strelitzer Herzog eine Freikarte erhalten für die Zeit, daß meine Bretter von hier verladen würden. Nachher hört's auf und ich brech' die Bude wieder ab und zieh' 'nüber in's Vaterhaus."

„Dann hast' den Freibrief wohl im Strelitzer Ge-

richtsamte gelassen?" fragte Henrike aufmerkend. „Es ist weder 'ne Kart' noch ein Brief da, worin was steht von dergleichen."

„S' müßt sein, daß der Freischein mit dem Kaufkontrakt gefordert und eingereicht worden wär'?" meinte Jan sinnend.

„Mag's sein, wie's will," entgegnete das Mädchen hastig. „Zeit gewonnen — Alles gewonnen! Und wir gewinnen Zeit, wenn Du verreist bleibst und wir melden das im Amte."

„Wie meinst?" fragte Jan sehr verwundert über die Hinterlist, die er an Henrike gewahr wurde. „Das wär' ja eine Lüge, so ich Dich recht versteh'."

„Eine Lüge soll's nicht sein. Du sollst gleich wieder abreisen. Hast nicht in Hamburg zu thun? Oder geh' doch nach Strelitz in's Amt und frag' Deinem Freibrief nach."

„So meinst's!"

„Es weiß kein Christenmensch, daß ich hier bin. Nicht 'mal Dein' Mutter weiß davon. Braucht's denn Einer zu erfahren, daß Du heimgekommen? Der alte Heinrich drüben in der Mühle hat ja Bescheid gesagt— nun setz' Dich mit dem Morgengrauen wieder in Dein' Möv' und fahr' in Gottsnamen den Strom 'nab, wohin Du willst!"

Jan mochte die Klugheit dieses Vorschlages wohl einsehen, denn er antwortete nicht und blickte überlegend vor sich nieder. Henrike fuhr fort:

„Haben sie Dich nicht, so können sie Dich wenigstens nicht in die bunte Jack' stecken —"

„Man wird aber denken ich sei desertirt!"

„Bewahr' Gott! Du weißt's ja gar nicht, daß Du gefordert bist!"

„Hör' Henrike — im Grunde ist mir's zuwider, daß ich ausreißen soll, aber ich thu's der Mutter und meiner Kinder wegen. Bin ich einmal eingekleidet, so hilft mir freilich alles Jammern nichts, das ist richtig — ich hab's verschleppt und muß nun thun, was noth ist. Hätt' ich nach dem Freibrief geforscht, so hätt' ich das Recht in Händen — vielleicht findet er sich im Amte von Strelitz. Ich will mal zufragen. Was machen wir aber mit der Möve, wenn ich landeinwärts gehe?"

„Das ist leicht. Du fährst bis nach Boitzenburg und stellst sie dort beim Vetter Langer ein. Von da gehst nach Strelitz in's Amt. Findest den Freibrief, so rutschst ganz sacht wieder zurück nach Deiner Bud' und hältst der Kriegskommission den Schein unter die Nase!"

„Bist Du doch ein wacker Kind, Henrike — hast's gescheut angefaßt. Nun mach' ich mich zurecht und schlaf lieber in Boitzenburg aus. Kannst mir ein Bündel

Wäsch' machen und etwas Proviant zur Reise einpacken. Da Du einmal hier bist, brauch' ich mich nicht zu plagen." Er schnitt sich erst noch ein Stück Brod ab, strich es fett mit Butter und nahm ein großes Stück Käse dazu.

Henrike stand einen Augenblick und betrachtete ihn freundlich, als freue sie sich seines Appetites, dann ging sie zur Kommode um Wäsche herauszunehmen.

„Donnerwetter, Henrike," schrie Jan plötzlich auf. „Ich kann nicht entwischen — ich hab' ja eine Bestellung an die Frau Prinzeß da drüben in Solitude und ich hab' ihr einen Brief abzugeben —! Ich muß da bleiben und morgen früh nach dem Forsthaus."

Henrike, im Wahne der Eifersucht, wurde blaß und machte ein furchtbar empfindliches Gesicht, legte die Sachen schnell nieder und setzte sich auf den Stuhl, der neben ihr stand.

„Thu' wie Du willst," sagte sie leise.

Jan sprang auf und nahm ein sauberes Packet hervor, das er auseinander wickelte.

„Sieh doch hier! Ich muß es in ihre eigenen Hände legen — Henrike — sag' nur, was ist da zu machen?"

„Wenn Du's sonst nicht der Laura wegen thu'st, so ist das leicht zu machen," entgegnete das Mädchen

gedrückten Tones. „Ich übergeb's der gnädigen Frau selbst und bestell' ihr, was Du bestellen sollst."

Jan dachte nach. Da der Prinz von Hollfingen geschrieben hatte, so war nicht viel weiter zu bestellen, als daß er gleichsam als Zeuge des ganzen Vorganges am Götterschiff auftreten sollte im Falle die Dame danach fragte. Den Verlauf dieser Geschichte konnte Henrike auch erzählen und der Brief war eben so sicher in ihren Händen, als in den seinen. Konnte der Prinz wohl zürnen, wenn seine eigenen Angelegenheiten ihn zu einer Reise zwangen und er den Auftrag in eben so sichere Hände legte? Nein, gewiß nicht! Sein Gesicht etwas umdüstert, erhellte sich wieder und er sagte, mit erwachender Schelmerei im Blicke.

„S'ist zu gefährlich, wenn ich hinüberschiffe nach Solitude — 's wirklich zu gefährlich — übernimm Du nur lieber das Geschäft, Henrike. Damit Du aber Auskunft geben kannst über unsere Wassenfahrt nach dem Rothenseeerbusche, so will ich Dir's erzählen vom Anfange an, wie's war."

Henrike merkte recht gut seine veränderte Stimmung und wußte auch sogleich woher sie entsprang. Schämiges Erröthen färbte ihr Gesicht und sie ging eilig daran einige Wäsche in ein blaues Tuch zu schlagen und mit starkem Zwirne einzunähen.

Jan setzte sich auf die Ecke des Tisches, baumelte mit den Beinen, sprach kein Wort, sah aber Henriken mit einem Blick zu, als wolle er beim geringsten Fehlstich eine Strafpredigt beginnen.

„Nun —?“ sprach das Mädchen nach einer Weile. „Wie war's mit Deiner Fahrt? Was soll ich der Prinzenfrau erzählen?“

„Ja so!“ rief Jan lachend. „Na hör' zu! Die ganze Göttergeschicht' war darauf abgekartet den Prinzen aus Solitude wegzuführen. Aber im Hintergrunde steckte die Neugier wegen des Prinzen Liebschaft und vielleicht auch etwas bösartigeres — ich trau' der Oberhofmeisterin nicht recht — das kannst ihr sagen, wenn die Frau Prinzessin danach fragen sollt'. Hörst — die Oberhofmeisterin Gräfin Goltz — behalt den Namen.“

Henrike nickte, statt jedes Versprechens und Jan erzählte ihr darauf die Geschichte vom Anfang bis zu Ende, mit allen Spezialitäten, wie er sie theils mit erlebt, theils aus der Seelenstimmung des Prinzen entnommen hatte.

„Und weswegen warst mitgefahren?“ fragte Henrike ruhig ihren Blick von der Arbeit aufschlagend.

„Ja — weswegen wohl?“ wiederholte er neckisch. „Die Laura war doch nicht dabei — weswegen könnt' ich nun wohl mitgefahren sein?“

„Die Laura soll doch mit Flügeln an den Armen, am Strande gestanden haben?“ sprach Henrike.

Jan lachte.

„Ja, ja! Ich glaub' sie wollte einen Schwan vorstellen — sie blieb aber eine Gans! Glaub's nur!“

Henrike schaute nicht wieder auf.

„Mitgefahren ist sie aber nicht, Henrike! Sie machte zwar ein Gesicht, als hätt' sie saure Pflaumen gespeist, daran kehrten sich jedoch die Götter und Göttinnen gar nicht, am wenigsten der Prinz, der abzustoßen befahl und sie stehen ließ, wo sie stand. Es ist eigentlich schad', daß sie nicht dabei war, sie hätt' wieder was lernen können!“

„Ich denk' sie ist schon gebildet genug für eine Frau Swuyken!“ meinte Henrike leise.

„Noch lange nicht! Aber sie kann's schon besser, als Du, das geb' ich zu.“

Henrike lächelte mit der ernstern Würde einer Lootsentochter und fädelte einen neuen Faden ein.

„Jesus, wenn ich daran denk', Henrike, wie sie vor ein paar Tagen da, am nämlichen Flecke saß, wo Du jetzt sitzest —“ Henrike rückte unwillkürlich mit dem Stuhle, als wolle sie weg von dem Flecke — Jan lachte und rieb sich schelmisch die Hände — „Du hättest sie nur sehen sollen, wie fein — wie fein!“

„Glaub's gerne!“ antwortete das Mädchen, eifrig stichelnd um fertig zu werden.

„Du hättest nur hören sollen, wie sie sich abquälte unser liebes Deutsch ganz echt französisch auszusprechen —“

„Lüg' nicht! Wo soll sie denn das gelernt haben?“

„Dir will ich's verrathen!“ sprach der junge Mann halb ernst, halb den Ton der Neckerei beibehaltend. „Vor zwei Jahren, als der Bernadotte mit seinen Franzosen da drüben in Hannover wirthschaftete, da hatte sie gar zu gern da d'rüben zu thun!“

Henrike schlug überrascht das Auge zu ihm auf. Also nicht Wankelmuth, sondern eine moralische Entrüstung hatte die Jugendliebe Jan Swuykens erschüttert.

Der Blick ihres Auges traf den jungen Mann sonderbar bis in's Herz hinein.

Jetzt war das Mädchen fertig mit Nähen. Sie stand auf — aber sei es, daß ihr Gefühl überhaupt mächtig angeregt war oder empfand sie die Trennung von Jan auf ungewisse Zeit so lebhaft — genug, eine einzelne, schwere, helle Thräne fiel auf das Packet nieder, daß sie noch in der Hand hielt. Geschwind wendete sie sich ab. Jan hatte es jedoch schon gesehen, faßte ihren Kopf und hob ihr Gesicht schnell der Lampe zu, die dicht vor ihm stand.

„Warum weinst Du Henrike?“ fragte er weich und freundlich. Sie blieb die Antwort schuldig.

„Glaubst doch nicht, daß ich traurig gewesen bin, weil die Laura lieber mit französischen Colonels, als mit 'nem Brettmüller verkehrte? Gott behüt' mich. Ich ärgert' mich damals nur, daß ich ihr geglaubt hatt', als sie mich „mein Geliebter“ genannt. Er sprach das Wort „mein Geliebter“ so grundkomisch aus, daß Henrike sich des Lachens nicht erwehren konnte. „Dein' Schwester hatt' ich zehn Mal lieber, als den Affen, der den Vornehmen nachläuft!“

„Jan — thust Du's nicht selbst?“ fragte Henrike vorwurfsvoll. Der junge Mann blickte von der Seite zu ihr auf. Sie hatte seine Schwäche also schon ausgespürt. „Läugn's,“ sprach sie weiter. „Ist Dir irgend Einer in der Welt lieber, als der Prinz von Solitude und der junge Herr von Kerkenhagen?“

„Bin ich doch groß geworden mit ihnen,“ scherzte Jan geschmeichelt von der Erinnerung an seine Jugendzeit. „Hab ich doch mehr mit gnädigen Fräuleins gespielt, als mit Bauerndirnen. Was willst Henrike? Denkst, daß ich nicht gleich eine hübsche Pfarrerstochter in meine Bude führen könnt'? Zehn für Eine, Henrike!“

„Thu's doch — wer wehrt Dir's denn?“ sprach

das Mädchen trotzig die Lippen aufziehend. — „Ich muß bald heim in's Vaterhaus!"

„So? Ja, dann möcht' ich mir die Sach' doch noch reiflich überlegen!"

„Hast reichlich Zeit beim Reisen!"

„Bist nicht sicher, daß ich mir 'ne Frau mitbringe!"

„Nimm sie nur hübsch und vornehm genug!" meinte Henrike die Augen mit einem Anfluge von Spott zu ihm emporhebend.

„Kannst mein' Mutter immer darauf vorbereiten, daß sie ein Prinzeßchen oder 'ne Gräfin oder ein Hofdämchen zur Schwiegertochter bekommt. Bin ja deswegen in's Götterschiff geklettert und hab' sie mir Alle in der Nähe betrachtet."

„Glaub's schon! Es sieht Dir ähnlich! Wärst lieber Baron als Müller!"

„Geld genug, den Baron zu spielen, hätt' ich schon," entgegnete Jan Swuyken sehr selbstgefällig.

„Nimm's nur mit nach Hamburg, sonst holen sie's Dir während Deiner Abwesenheit weg."

„Es ist d'rüben. Du hast ja ein gut Gemüth und wirst's mir schon bewahren — nicht? Du antwort'st nicht? Schlägt Dir's Gewissen endlich?"

„Wie so denn?" fragte sie erstaunt.

„Ja, weil Du fühlst, daß Du gar kein Gemüth hast und auch gar kein Herz —“.

Henrike sah ihn groß an.

„Sieh' mich nur an. So ist's. Du hast gar kein Herz, wo das sitzen müßt', da hat sich ein Kobold hineingehockt, der aus Stolz und Hochmuth fabrizirt ist.“

Henrike schüttelte voller Verwunderung den Kopf. Jan fuhr, immer eifriger und schneller sprechend fort:

„Denn, wenn Du nicht so stolz wärst, so sähest mich nicht, wegen meiner Schwächen so über die Schultern an — und wenn Du nicht so hochmüthig wärst, dann trügest mir's nicht nach, daß ich Dein' Schwester schöner gefunden hab', als Dich. Und daß Du's nur weißt, ich hab' Dich doch gleich von Anfang an gut leiden können und als mein hübsch' Weibchen starb und mir die beiden schreiigen Jungen hinterließ, da sagt' ich gleich zur Mutter Swuyken, daß das Unglück kleiner werden würd', wenn Du kämst. Und richtig — es wurd' kleiner und immer kleiner bis nun aus dem ganzen Unglück beinah' ein Glück geworden ist.“

Henrike hatte andächtig zugehört, wie es einem armen Sünder bei einer Strafpredigt geziemt. Furchtsam wich sie bis in den Winkel zurück, als Jan jetzt auf sie zutrat und ihre Hände festhielt. Ihre Augen glänzten

und ihre Wangen brannten fieberhaft, aber sie riß ihre Hände dennoch aus den seinen und sprach fest:

„Wär's nicht Vermessenheit, wenn Du wolltest im Angesicht des Sturmes von Glück reden? Bete zum Höchsten, daß er Dich beschütze!"

Jan sah sie mit düsterem, traurigem Lächeln an.

„Hast kein Herz, Mädchen, aber ich denk' meine Kinder liebst genug um sie nicht zu verlassen!"

Henrike athmete heftig. Sie hielt es für rathsam gar nichts zu erwiedern, da sie das nicht sagen durfte, was sie hätte entgegnen können.

Jan Swuyken, zurückgewiesen mit seiner verblümten Liebeserklärung schwieg nun ebenfalls und fing an sich zum Fortgehen bereit zu machen.

„Ich will fort ehe Du abfährst," sagte das Mädchen endlich leise. „Hast noch was zu sagen — was zu bestellen für's Geschäft? Deiner Mutter vertrau' ich nichts von unserm Plan. Sie verplappert sich leicht. Schärf' nur Deiner Magd und dem Holzwärter ein, daß sie nichts verrathen von meinem Hieherkommen."

„'S hat Dich niemand gesehen," meinte Jan mürrisch. „Die Magd hat mir nur 'nen Imbiß gebracht und ist dann wieder in's Bett gekrochen. 'S wird Zeit, daß hier wieder 'ne Frau waltet — ich leb' schlimmer,

als mein Holzwärter, der doch seine Kinder wenigstens alle Tag' sieht."

„Kannst's ja leicht ändern —" entgegnete Henrike schüchtern und ging zur Thüre.

„Wills auch ändern!" sprach Jan heftig werdend. „Wenn die G'schicht hier vorbei ist, verkauf' ich den Kram und zieh' nach mein' Mutter über, wo ich ein gutes Gesicht seh' und ein gutes Wort hör' — dann kannst abziehen nach Deiner Heimath, wo Du bald 'nen Mann finden wirst nach Deinem Geschmack, der nicht mit den Vornehmen läuft und keine Laura gehabt hat! Am besten wär's, ich stellte mich am Montag und ließe mir die Husarenjacke anziehen. Krieg gibt's bald genug — in Oest'reich ist's schon nahe d'ran und wenn eine blaue Bohne mich trifft, so ist nichts daran gelegen!"

„Sprich nicht so gotteslästerisch Jan," warnte Henrike. „Denk' an Deine Kinder —"

„Die sind gut genug d'ran," fiel er ein. Henrike faßte die Thür und machte sie auf.

„Wenn Du's nicht besser haben willst, wie die," sagte sie leise, „so gut kannst's reichlich kriegen!"

„Wie meinst das?" fragte Jan. „Die Kinder kannst leiden, mich nicht!"

„Am End' doch und noch mehr, als die Kinder—" sagte sie noch leiser." 'S ist nur die Zeit nicht, davon

zu sprechen." Sie stand schon mehr draußen, als in der Stube.

„Henrike, Du narr'st mich nur! Ich glaub's nicht eher, als bis Du mir die Hand d'rauf gegeben!"

„Wenn Du wieder kommst, Jan!"

„Nein gleich! Denk', wenn ich lange, lange wegbleiben müßt' —" Henrike schüttelte das Haupt.

„Was sollt' Dein' Mutter glauben! Nein — komm nur erst glücklich heim, dann reden wir weiter davon. Reis' glücklich, mein lieber Jung', reis' glücklich."

Jan sprang zur Thür um sie aufzuhalten. Fort war sie. Er eilte hinaus — er lief den Steg zum Strande hinab — das Mädchen mußte haben hexen können, denn er sah im Mondenlicht, wie sie in ihre Gondel sprang, das Ruder einsetzte und bald mehrere Klafter weit in's Wasser stieß.

„Gott behüt' Dich, Jan!" flüsterte es zu ihm herüber. „Gott behüt' Dich!"

Daß Henrike mit strömenden Augen diesen Segenswunsch sprach, merkte der zornige junge Mann nicht. Er stampfte mit dem Fuße auf und schien erst große Lust zu haben, nicht der Verabredung nachzukommen, die er mit ihr getroffen, bloß um sie zu ärgern. Bald aber kehrte sein guter Geist zurück und er machte sich zur Abfahrt bereit.

Bevor Henrike noch drüben in der Bucht eingelaufen war, schwellte ein frischer Nachtwind sein kleines Segel und die Möve verschwand aus ihrem Gesichtskreise.

Fünftes Capitel.

Die Nebenbuhlerinnen.

In Henrikens Brust regten sich seltsame Widersprüche, als sie am nächsten Morgen mit klarem, nüchternem Sinne die Zusammenkunft überdachte, welche in ihrem Verhältnisse zu Jan weit mehr verändert hatte, als es äußerlich den Anschein haben mochte. Sie wußte jetzt, daß er nicht gleichgültig gegen sie war! Genügte ihr das? O Gott bewahre! Für den Augenblick war sie noch so romantisch gesinnt, daß sie in jungfräulicher Sprödigkeit keinen Werth auf die Werbung eines Mannes legte, dem sie die dritte Liebste war, während er ihre erste und einzige Liebe. Das war eben der Stolz ihrer Seele, daß sie ihr Herz ihm ganz unentweiht darbrachte. Er sollte und mußte aber nun auch lange werben, ehe sie

sich zum Eingeständniß dessen bereitwillig finden lassen wollte, was darin glühete.

Unter dergleichen Gedanken versah sie am frühen Morgen erst ihre übernommenen Pflichten und überlegte nebenbei, wie sie, ohne Aufsehen zu erregen, nach Solitude kommen könne um den Brief und die mündliche Botschaft an die Dame daselbst auszurichten.

Schon jetzt fühlte sie das Unbehagen, das eine Verheimlichung stets im Gefolge hat. Eine Lüge erzeugte die andere. Als Frau Swuyken höchst verwundert fragte, ob denn ihr Sohn noch nicht wieder zurück sei, da lag in ihrem Schweigen eine Verheimlichung, die der Lüge glich.

Henrike empfand das tiefer, als ein anderer Mensch. Ihr feines Ehrgefühl, die Sittenstrenge, die ihr eigen war und ihr Glaubenssystem lehnten sich, im Bunde, gegen ihr begonnenes Werk auf, als es seine ersten Folgen entwickelte, allein die Klugheit regierte ihre Zunge und sie schwieg, obwohl sie die Frage der Frau Swuyken am besten hätte beantworten können.

Nachdem die Kinder besorgt waren, ging sie daran sich für den Besuch in Solitude zu kleiden. Natürlich mußte sie Frau Swuyken davon in Kenntniß setzen und sie sagte deshalb in ihrer ernsten, ruhigen Weise:

„Ich hab' da gestern eine Besorgung nach dem

Forsthause übernommen. Es ist wohl am besten, wenn ich früh Morgens den Weg dahin mache."

Frau Swuyken wendete sich ganz herum zu ihr und betrachtete sie lächelnd.

„Nach Solitude willst?" fragte sie. „Das ist auffällig! Willst wohl der Laura 'ne Visit' machen?"

„Warum nicht? Möcht' sie gerne sehen!" antwortete Henrike, ganz gewiß der Wahrheit gemäß.

„Dann geh' nur!" lachte die Frau. „Mach' Dich aber hübsch blank! Zieh' das rothe Corset mit den Silberspangen an und setz' Dein' Vierländerhut auf, der kleid't Dich!"

Henrike nickte etwas stolz und trotzig. „Nein, über die Eifersucht!" neckte die Frau weiter. „Schaut nur mitsammen in den Spiegel, dann wirst wohl einsehen, daß es kein Hexenwerk ist, wenn Du sie ausstichst. Schön ist das Frölen kein'sweg's. Glaub's!" Weiter that sie keine Frage nach dem Grunde dieses Besuches.

Henrike, froh, so leichten Kaufes davon gekommen zu sein, putzte sich nach dem Brauche ihres Standes, ließ sich den Weg nach Solitude nochmals beschreiben und verließ die Mühle mit jenem leichten Herzklopfen, dessen sich auch der tapferste Mensch nicht erwehren kann, wenn er in irgend einen Kampf geht.

Eilig durchschritt sie das Gebüsch und fand sich

beim Ausgange desselben dem breiten Sumpfe mit seinen rothen und gelben Blumen, gerade gegenüber. Ein Schauer der Erinnerung überlief sie bei diesem Anblicke und es war ihr fast, als sähe sie einen hochgewachsenen Mann zu Pferde quer über sprengen und vor ihren Augen versinken. Die Erzählung Jan's tauchte lebhaft vor ihr auf und sie zauderte, den Weg, der, mit Geländern abgezeichnet, darüber hinführte, zu betreten.

Einige Athemzüge verschafften ihr neuen Muth. Die Beklemmung wich. Fest überschritt sie die verhängnißvolle Stelle und wählte dann den breit ausgetretenen Pfad, der sie wieder in's Gebüsch und nach einigen Minuten bis an die Weißdornhecke leitete, wohinter das einfache Waldhaus versteckt lag.

Abermals überschlich eine beklemmende Schüchternheit das junge, sonst so muthige Mädchen, das den Kampf mit den stürmischen Wellen nicht scheuete.

Zögernd blieb Henrike stehen und lugte durch eine Oeffnung der Hecke nach dem Hause hin, als wolle sie sich überzeugen, daß keine bösen Geister dasselbe bewachten. Der Anblick, welcher sich ihr darbot, beschwichtigte alle Angst und gab sie ihrer ganzen Besonnenheit wieder zurück.

Da saß im Hofe, auf einem Rasenflecke, der von zwei großen Bäumen Schatten erhielt, ein alter Mann

mit schneeweißem Haare das er frei um den Kopf trug und mit einem mächtigen Schnauzbart, gleichsam verwachsen ließ. Es war augenscheinlich ein Invalide, dem die Gicht das Forstwesen verleidet hatte, denn große hoch heraufgehende Pelzstiefeln bekleideten seine Beine und der grüne, etwas verschossene Rock war auch, trotz der Augustwärme, mit Pelz gefüttert.

Dieser alte Jägersmann saß auf einer Bank und theilte, in echter Jägergemüthlichkeit, sein Frühstück mit zwei eben so stark invaliden Jagdhunden, denen jetzt eine Brotrinde mehr zu schaffen machte, als sonst der Wirbel eines Hirschhalses. Zwei Knaben standen dabei und lachten stets aus vollem Halse, wenn die Hunde ein Stückchen Brotrinde auf die Erde fallen ließen und es dort mit unzweifelhafter Trauer betrachteten.

Auch der alte Förster lächelte über die Grimassen seiner Hunde. Was er dazu sprach konnte Henrike, wegen der Entfernung nicht verstehen, allein in dem Geberdenspiele lag ein Bedauern, daß er sowohl, wie seine Hunde, zum Beißen untauglich geworden waren.

In dem Augenblicke, wo Henrike, neu ermuthigt, vorwärts schreiten wollte, erschien ein Frauenzimmer auf dem Platze, nahm die Knaben an der Hand und führte sie in das Hauptgebäude hinein, während der Förster sich ebenfalls erhob und nach einem Seitengebäude

ging, das im Hintergrunde, neben den Wirthschaftshäusern stand.

Henrike bedauerte lebhaft durch ihr Zaudern die Gelegenheit versäumt zu hoben, Zurechtweisung von dem alten Manne fordern zu können. Unmuthig eilte sie um die Hecke herum nach dem Eingange, der mit einem hohen Gitterthore verschlossen war. Sie öffnete die Thür, trat ein und eilte unverzüglich nach der Gegend hin, wo sie den alten Mann, dessen gemüthliches Wesen ihr Vertrauen geweckt, hatte verschwinden sehen. Statt seiner erblickte sie das Frauenzimmer, welches während der Zeit wieder vom Hause nach dem Rasenplatze gegangen war und ein kleines, engelschönes Mädchen neben die Jagdhunde niedergesetzt hatte, die sich sogleich in den gemüthlichsten Rapport mit ihr vertieften. Kaum kam diesem Frauenzimmer Henrike zu Gesicht, so machte sie ihr eigenthümliche Pantomimen, die sie einluden so schnell, wie möglich zu folgen. Henrike hatte eigentlich keine Lust dazu. Ihr richtiger Tact sagte ihr, daß diese geputzte Person nicht die Frau Prinzeß sein könne und daß sie wahrscheinlich die Ehre habe vor Mamsell Laura zu stehen.

Als sie zögerte kam dieß Frauenzimmer eiligst auf sie zu. Henrike erwartete sie mit einem Lächeln. Der Nimbus, womit sie Jan's erste Jugendliebe umzogen

hatte, erlosch, als sie dieß Wesen mit dem hellfarbigen Kleide, reich mit grellfarbigen Schleifen aufgeputzt, in ihren weißen Schnabelschuhen auf sich zuhüpfen sah. Ihr hastiges Wesen, die Beweglichkeit ihrer Glieder beim Laufen gab ihr in Henrikens Augen etwas so lächerlich flatterndes, daß sie die ganze Erscheinung mit einem „schlikernden Segeltuche" verglich.

„St!" flüsterte Laura in einiger Entfernung und winkte abermals. „Komm doch näher, meine Liebe — Dich sendet gewiß die Gräfin Goltz zu mir!" fügte sie dann mit gelungener Herablassung hinzu.

Henrike sah sie scharf an.

„Mit Verlaub —" entgegnete sie kalt. „Ich red' mit Niemand hier, wie mit der gnädigsten Frau und muß erst sicher sein, daß sie's ist!"

„Wie?" flüsterte Laura, geziert die Hände über einander kreuzend. „Zur gnädigen Frau willst Du, mon petit enfant? Was willst Du von ihr?"

„Das werd' ich ihr allein sagen!" erwiederte Henrike trocken.

„Wer sendet Dich denn, meine Liebe?" examinirte Laura in naseweisem Tone.

„Jan Swuyken!" sprach Henrike, ernsthaft und würdig in ihr Gesicht schauend.

„Ah, — dann ist's doch an mich — der liebe

ami — die Gräfin Goltz hat wohl an mich geschrieben? Gib her, meine Liebe —" setzte sie schnell hinzu, als sie in Henrikens Körbchen, welches sie am Arme trug, einen Brief zu entdecken glaubte. „Gib her — der Brief ist an mich — ich bin Laura —"

„Mit Verlaub — ich kann lesen. — An Frau Ludmilla von Hollfingen steht auf dem Brief' und Jan Swuyken sagt, eigenhändig sollt' ich ihn besorgen."

„So gib her — ich will ihn hineintragen!" sprach Laura, getäuschte Erwartung in allen Mienen.

„Mit Verlaub — eigenhändig — ich hab's versprochen!" belehrte sie Henrike.

„Welche Albernheit!" rief Laura mit Nasenrümpfen. „Monsieur Jan denkt wohl an alte Zeiten, wo er hier „Freiheit und Gleichheit" spielte — die Zeiten sind vorbei — gib her den Brief — kannst auf Antwort warten, ma chère!"

„Quäl' Dich nicht!" sprach Henrike in der möglichsten Ruhe und Gelassenheit. „Was Du da französirst versteh' ich nicht. Den Brief geb' ich, auf gut deutsch gesagt, nur in die Händ' der Frau Ludmilla, so wahr Gott lebt!"

Laura, außer sich vor Erstaunen über die Frechheit, daß diese Bäuerin ihr Du erwiederte, sah sie starr an

und rief: „Was fällt der Person ein? Ich habe mit Dir noch keine Bruderschaft gemacht —

„Ich auch nicht!" rief Henrike gleichmüthig dazwischen.

„Wer ist Sie denn, Sie naseweise Person, die mit Bauerntölpelei in ein vornehmes Haus tritt —"

„Vom Haus hab' ich noch nichts gesehen, wie die Wänd' und 'ne Dienerin. Ich aber bin nichts weiter, als Jan Swuykens Schwägerin und bitt', daß Sie so gut sein möcht' und mich der gnädigen Frau Ludmilla von Hollfingen anmelden, Sie kann auch dazu sagen, daß der Herr Prinz ihr durch mich 'nen Brief sende!"

Laura stellte sich breit vor sie hin und blickte ihr unverschämt in's Gesicht, das halb vom breitkrämpigen Hut verschattet, um so lieblicher aussah.

„Also die Schiffermansell seid Ihr? Ja, da hätte ich freilich erwarten können, daß Euch Lebensart mangelte. Warum habt Ihr mir nicht gleich gesagt, wer Ihr seid."

„Weil ich reichlich so viel Lebensart von Euch erwarten konnt', daß Ihr 'ne Fremde nicht wie 'ne Bettlerin behandeln würdet!" entgegnete Henrike mit ruhiger Würde.

Laura machte sich bereit diese Replik gebührend zu beantworten.

Unterdessen war der alte Förster, vom Wortwechsel gelockt, wieder in's Freie getreten und hatte von seiner Thürschwelle aus, die letzten Ausfälle Laura's mit angehört. Kopfschüttelnd ging er näher.

„Laura, was sind denn das für Geschichten," rief er mißbilligend. „Melde doch das junge Frauenzimmerchen!"

„Zum Melden bin ich nicht engagirt," erwiederte Laura hochfahrend und ging trippelnden Schrittes zu dem kleinen Mädchen zurück, das sich während der Zeit mit den Jagdhunden herumgewälzt hatte.

„Dann will ich es thun, liebe Jungfer," sprach er treuherzig zu Henrike, die ihm mit herzlichem Lächeln entgegen sah und ihm ohne Umstände den Brief reichte.

„Gebt den Brief nur ab, lieber Herr Förster," sagte sie zutraulich, „und sagt der Dame, daß ich d'raußen wär', wenn sie mich noch 'was fragen wollt!"

Der Förster nickte und schritt langsamen, schaufelnden Ganges sogleich in's Haus hinein. Henrike aber lachte innerlich und dachte:

„Das also ist die Laura, vor der mein Herz in Zittern und Zagen schlug? Na, die thut mir nichts wieder, weder in der Furcht, noch in der Lieb'. Hat darum der Jan immer so schelmisch gelacht, wenn ich Eifersucht

zeigt'? Na — mit solcher Kost ködert man kein' gesunden Fisch."

Sie blickte unwillkürlich hin zu ihr. Da saß sie auf der Bank und hatte ein Buch, worin sie zu lesen schien. Das kleine Mädchen spielte noch immer mit den Hunden und sah dabei so wunderbar engelhaft aus, daß es Henriken näher zog.

Kaum merkte das die Kleine, so warf sie ihr Kußhändchen zu und rief sie heran.

Henrike widerstand dieser Aufforderung nicht. Die Kleine kam ihr entgegen. Sie nahm sie auf den Arm und blickte, unwillkürlich gerührt, in dieß reizende Kinderantlitz, das, von hellblonden Löckchen umrahmt, einem Engel ähnlich war.

„Ei —" sagte die Kleine schmeichelnd und schmiegte sich dreist an die Fremde an. Henrike küßte sie. Wie eine Furie sprang Laura von ihrem Sitze herbei.

„Fürstenkinder küßt man nicht in's Gesicht," sprach sie hochfahrend und zornig. Sie riß das Kind an sich und lief dem Hause zu, aus welchem so eben der alte Förster wieder heraus trat.

„Gnäd'ge Frau läßt Euch bitten zu warten," sagte er freundlich. „Wollt' Ihr in's Haus gehen oder lieber hier unter den Bäumen bleiben?"

„Lieber unter Gottes freiem Himmel!" rief Henrike

tief aufathmend. „Euer' Tochter hat recht — in ein' vornehm' Haus paß ich nicht!"

„So setzt Euch nur! Der Diener wird Euch eine Erfrischung bringen. Wenn es Euch genehm ist, leiste ich Euch Gesellschaft!" fügte er gutmüthig hinzu.

„Ach wohl! Freud' macht's mir. Ich kenn' Euch schon aus Jan's Erzählungen."

„Hat er mich noch nicht vergessen?" fragte der alte Mann freundlich. „Ja, wir haben zusammen manchen Sprenkel aufgestellt und manchen Hasen geschossen, als meine alten Beine noch konnten, wie ich wollte. Jetzt habe ich ihn lange nicht gesehen! Er hat ja wohl seine junge, schöne Frau verloren? In der Liebe scheint er kein Glück zu haben. Erst machte die dumme Laura ihm crève coeur und nun stirbt ihm die junge Frau. — Aha — da kommt der Bediente — hieher, guter Freund — bringt ein Tischchen heraus — das junge Frauenzimmerchen will lieber hier bleiben."

Der Diener verschwand wieder, allein es währte nicht zwei Minuten, so stand ein hübsch servirtes Frühstück, aus kalter Milch, Weißbrot, Butter und Eiern zusammengesetzt, vor ihnen auf einem kleinen Tische, der sauber gedeckt war.

„Unser gewöhnliches Herrschaftsfrühstück —" sagte

der alte Mann lächelnd. „Die Kinder werden nicht verwöhnt! Die Gnädige erzieht sie bürgerlicher einfach!

„Aber küssen darf kein bürgerlich' Mund die Fürstenkinder!“ entgegnete Henrike, ihrer verletzten Eigenliebe endlich Worte gebend.

„Das hat wohl Laura gesagt! Mit der wird es alle Tage toller! Jan mag Gott danken, daß seine Eltern von Anfang an dagegen waren. Es ist kein gutes Blut in ihr. Jetzt will sie mit Gewalt Hofkammerkätzchen werden — es wird ihr schon gereuen, denke ich! Aber langt zu, liebe Jungfer.“

„Sagt Henrike zu mir,“ bat das Mädchen. „Ich mag Euch so gern und da thut's Einem gut, wenn man mit dem Namen angeredt' wird, den sie Einem mit dem heil'gen Taufwasser gegeben haben.“

Der Förster sah sie wohlwollend an. „Seht mal — das ist kurios — ich habe Euch auch gleich leiden können, als Ihr da so stolz der Laura das Widerspiel hieltet.“ Er reichte ihr die alte, trockene, aber redliche Hand und schüttelte die ihrige, als sie dieselbe kindlich froh, hinein legte.

„O, ich kannt' Euch schon! Ich wußt' gleich, wer Ihr war't!“ sagte sie. „Und der Jan liebt Euch noch immer. Er sagt' noch neulich, als er mir von der schreck-

lichen Geschicht' beim Teufelssumpf erzählt', daß er Euch besuchen wollt' um Euch nach dem Herrn auf Kerkenhagen zu fragen, den sie „Major" nennen."

Der Förster horchte auf. „Was ist das für eine schreckliche Geschichte, liebe Henrike?" fragte er nachsinnend. „Ich weiß ja von keiner schrecklichen Geschichte!"

„Erinnert Euch doch nur," sprach sie eifrig, indem sie das Glas Milch, wovon sie gekostet, wieder niedersetzte. „Ich hab' gar nicht davor einschlafen können und hab' wirklich manchmal gedacht, Jan hätt' mich nur schrecken wollen. Aber heut hab' ich's ja gesehen, daß wirklich ein Geländer gezogen ist um ferner Unglück zu verhüten." Der alte Mann hörte kopfschüttelnd zu.

„Ja, Unglück mag wohl beim Sumpf öfters geschehen sein", meinte er.

„Seid Ihr's denn nicht gewesen, der mit Jan Sprenkel gestellt, als der lustige Reiter g'rad zu in den Sumpf geritten ist?

„Ei ja wohl!" rief der alte Mann mit plötzlicher Erinnerung. „Ei ja wohl — ich weiß es noch, wie heute, es war ein nebliger, warmer, stiller Herbsttag und Jan half mir auf dem Dohnenstiege. Er war von Klein auf, ein anstelliger, aber höchst schelmischer Junge, den ich immer gern um mich hatte."

„So ist er geblieben, bis heut'", warf Henrike treuherzig ein. „Wie war's denn weiter, lieber Herr Förster?"

„Ja — da kamen über die Bruchwiesen daher zwei Reiter. Sie mußten wohl aus der Gegend sein und Bescheid wissen, denn über's Bruch kann nur der Reiten, der die Wege kennt."

„Aber über den Teufelssumpf kann gar nicht geritten werden?"

„Bewahre! Wer es thut, muß es mit dem Leben bezahlen, wie damals der Reiter."

„Also ist's wahr, was Jan mir erzählt hat?" fragte Henrike schaudernd.

„Hört nur zu!" bat der eifrig werdende Förster. „Wir hörten sie schon lange vorher lachen und sprechen, ehe wir sie sahen, aber wir konnten nicht verstehen, was sie sprachen. Lustig war besonders der Eine. Gerade, als sie bei der sogenannten „Rabenecke" waren, rief der Lustige laut lachend etwas aus und das nahmen die Raben in ihren Nestern übel. Sie flogen unter gräulichem Spektakel auf und umkreiseten die Reiter. Ich weiß es noch, wie heute, daß es mich kalt überlief, weil ein altes Jägerwort sagt: wen die Raben verfolgen, der wird eine Leiche, ehe er es denkt!"

„Das traf freilich hier ein," murmelte Henrike.

„Ja wohl! Es traf ein. Ich weiß es noch, wie heute, daß der lustige Herr sein Pistol heraus riß, es drohend gegen die krächzenden Vögel schwenkte und dabei sagte: Denkt Ihr, ich hätte kein Pulver und Blei bei mir! Darauf krachte der Schuß und ein Rabe fiel getroffen auf die Erde. Da habt Ihr eins, wenn Ihr was braucht, sprach der Herr lachend. Der andere Reiter war langsam weiter geritten und hielt ganz in meiner Nähe an um auf den Lustigen zu warten.

„Gerade, als sie bei mir vorüberritten, sagte der ernste Mann: Ich habe Dich viel zu lieb dazu. So ritten sie weiter, bis an die Stelle, wo der Steg jetzt steht. Da hielten sie und der Lustige sagte recht übermüthig, warum sie nicht quer über reiten wollten, da doch augenfällig eine Spur darüber hinweg leite. Die Spur hatte Jan getreten, der Tollkopf. Ihm war der Weg zu weit gewesen und da hatte er stets im hohen Sommer, wo der Morast stellenweise fest wird, diesen Weg genommen, Andere machten es ihm nach. Dadurch entstand eine Art Fußpfad. Der ernsthafte Reiter wollte nicht leiden, daß der Lustige Versuche machte — der aber, wie der Wind — setzte über den niedrigen Zaun. Heidi mein Pferdchen — wir siegen oder wir sterben — hopp!" —

Henrike schauderte zusammen.

„Er starb!“ flüsterte sie. „Schrecklich!“

„Ja, er starb, ehe man die Hand umdrehen konnte,“ schloß der Förster seine Erzählung.

„Und wer's gewesen, habt Ihr nie in Erfahrung gebracht?“

„Ich habe nicht danach geforscht, liebes Kind! Ich bin nie gern unter die Leute gegangen, also kenne ich auch wenig Menschen mit denen ich verkehren könnte.“

„Jan meint' neulich, es sei ein Wendemark gewesen. Ihr hätt's damals gesagt der Name Norrmann ließ' darauf schließen.“

„Was der Jan für ein Gedächtniß hat!“ rief der Förster. „Es ist erstaunlich! Ja — Norrmann — so rief der Reiter, als er ihn zurückhalten wollte — er schien ganz verzweifelt zu sein!“

„Und dann ist er doch fortgeritten ohn' sich weiter um sein Verbleib zu kümmern?“

„Daran sehe ich eben, daß er aus der Gegend hier war. Wir wissen, daß keine Rettung möglich ist! Freilich, kurios war es, daß er wie toll davon ritt. Ich denke mir sein Pferd ist unwirsch geworden und er hat es nicht halten können, denn ich sah, daß er, beim ersten Ackerstücke beinah zwei Weiber umritt, die mit Kartoffeln auf dem Rücken des Weges daher kamen.“

„Es ist und bleibt doch 'ne schreckliche Geschicht',“

meinte Henrike sinnend. „Jan denkt der Major von Wendemark sei der gewesen, welcher weggeritten ist.“

„Der neue Herr auf Kerkenhagen?“ fragte der Förster verwundert. „I Gott bewahre! Jan träumt wohl. Warum sollte der zurückgeritten sein, da Kerkenhagen so nahe war! Ich sehe ihn noch, wie er in wilder Verzweiflung die Hände rang — wahrhaftig ich dachte, er würde sich hinterher stürzen! Sie hatten sich so gut und freundlich unterhalten, daß man daraus schließen konnte wie lieb sie sich hatten. Aber — daran hat Jan recht. Ein Wendemark wird es wohl gewesen sein. Norrmann und Heribert! Das sind die alten, gebräuchlichen Namen in der Familie. Habe ich doch seit Jahren nicht wieder an diese Geschichte gedacht und nun steht sie mit einem Schlage so lebendig vor mir, als hätte ich sie eben erlebt.“

Laura störte die friedliche Unterhaltung. Sie kam aus dem Hause gehüpft, warf den Kopf hochmüthig hintenüber und machte Henriken, die ihr gemüthlich entgegensah, einen spöttisch ehrerbietigen Knix.

„Gnädige Frau läßt Ihnen melden“ — sie betonte das „Ihnen“ auf malitiöse Weise — „daß sie viel zu angegriffen wäre um Sie noch zu sprechen. Uebrigens stände im Briefe nichts von einer Botin, sondern von einem Boten und sie würde nach Jan Swuyken senden,

wenn sie sich beruhigt hätte. Für's erste läßt sie danken und schickt der Mamsell hier ein kleines Douceur!" Sie hielt mit der größten Impertinenz ein Viergroschenstück zwischen Daum und Zeigefinger, dem jungen Mädchen, das sich von ihrem Sitze erhoben hatte, entgegen.

„Bist Du toll, Laura!" schrie der alte Förster. Henrike aber legte, mit einem Lächeln, um das sie eine Königin hätte beneiden können, die Hand auf seinen Arm und sprach in dieser majestätischen Ruhe:

„Laßt doch, lieber Herr Förster. Eu'r Pflegetochter weiß freie Leut' und Dienstboten nicht von einander zu unterscheiden. Behalten Sie das Viergroschenstück, Mamsell. Ich schenk's Ihnen! Sie sind so 'was eher gewohnt, als ich!"

„Von Ihnen nehme ich nichts geschenkt!" rief Laura entrüstet. „Ich thue nur nach Befehl —" wendete sie sich naseweis an ihren Pflegevater, der immerfort brummte.

„Ich werde die Sache in die Hand nehmen, Jungferchen," polterte er heraus.

„Swuykens sind gleich Edelleuten — Dummheit, solchen Leuten Viergeld zu bieten. Du bist Schuld daran!"

„Laßt doch, lieber Herr Förster! Es kommt immer nur d'rauf an, wie man's nimmt, was Einem geboten

wird. Oftmals ist Lehre und Trost d'rinnen, wenn der, welcher's gibt, gar nicht d'ran denkt."

„Mag sein —" fuhr der alte Mann ärgerlich dazwischen. „Aber Laura muß wissen, was sie thut, wenn sie es im Namen unserer Gnädigen thut."

„Laßt doch nur! Seht — Mamsell Laura hat's gewiß nicht gut mit mir gemeint und doch hat sie mir reichlich gut gethan. Seht — ich wollt' Jan Swuykens Frau nicht werden, weil ich sie für werth hielt es zu werden und zu sein — jetzt seh' ich's ein, daß sie nicht für ihn paßt. Nun laß' ich froh den lieben Gott walten, wenn er mir's Glück bescheeren will."

Laura lachte mit wegwerfender Manier über die fromme Miene, womit Henrike dieß sagte.

„Seht nicht so hochmüthig dazu, Mamsell Laura!" fuhr Henrike sehr sanft und gutmüthig fort. „Jan's Frau ist eine glückliche Frau, wenn sie versteht zu leben. Glaubt's! Und ich bin viel zu froh in meinem Herzen, als daß ich's Euch nachtragen sollt', was Ihr mir Kränkendes angethan. Solltet Ihr mal Hülfe brauchen — Jan soll sie Euch nicht vorenthalten — glaubt's!"

„Ich hoffe in Verhältnisse zu treten, wo der Brettmüller Jan Swuyken nichts gilt!" rief Laura mit schnödem Lachen.

„Seht Euch vor!“ entgegnete Henrike. „Es gibt Menschen genug, denen das Butterbrot aus der Hand und in den Sand fällt, indem sie es in den Mund stecken wollen. Seht Euch ja vor! Es mag gerne sein, daß Ihr jetzt wacker oben auf schwimmt, aber in der Fluth ist's schwer sich zu halten, da dreht sich das Schiff ohne Gnad', wenn's nicht richtig gesteuert wird.“

Nach diesen Worten wendete sie sich zu dem Förster herum, der ihr mit sichtlichem Wohlbehagen zuhörte.

„Nun lebt wohl, Herr Förster! 'S ist mir eine Freud' gewesen, Euch kennen zu lernen. Gewiß! Jan Swuyken ist verreist. Wenn er wieder da ist soll er kommen und der gnädigen Frau erzählen, was auf der Wasserfahrt passirt ist. Durchlaucht hat ihn damit beauftragt. Sagt's der Gnädigen.“

Sie nickte Laura, die am Baume gelehnt, sich von einem Fuße auf den andern wiegte und spöttische Grimassen zog, zu und schritt mit dem festen, anmuthigen Gange der Strandbewohnerinnen, eiligst aus der Pforte.

Draußen im stillen, einsamen Walde, wo keines Lauschers Ohr und und Auge sie treffen konnte, athmete sie froh auf, schlug ihre Hände, wie zum Gebet in einander und flüsterte:

„Gott sei gepriesen, daß die nicht sein' Frau ge-

worden ist! Mutter Swuyken hat recht, Jan kann **die** nicht geliebt haben — nicht 'n zerrissen Segel geb' ich für die ganze Person! Und **die** wäscht kein' Lieb' und kein' Zorn weiß. **Die** ist verdorben bis in den Grund. Jan wär' am Aerger über sie gestorben, gewiß und wahr! Ach die armen Kinder — die armen Kinder, die von der Gut's lernen sollen! Gott bewahr' Einem vor solcher Person!"

Traurig durch diesen Gedanken ging sie weiter.

„Was sie nur von 'nem Briefe sprach, den ihr die Gnädige geschrieben hätt'? Wär' ich vor die Gnädige gelassen, ich hätt' ihr gesagt, was Jan mir aufgetragen. Ob die Gräfin der Gnädigen was Böses thun kann? Ich möcht's wohl wissen!"

Wieder ging sie eine kleine Strecke, ehe sie fröhlich aufschauete und kindlich heiter ausrief:

„Was mein' Jungens wohl denken mögen, daß ich nicht da bin! Die herzigen Kinder! — Gott's Fügung leitet' mein' Schritt' auch heut' nach Solitude. 'S läuft' jede Well' nach seinem Rathschluß!"

Bald kam sie vor den Sumpf und trat leiser auf, als fürchte sie das Schicksal jenes Reiters, der ihre Phantasie so lebhaft aufgeregt. Glücklich kam sie hinüber. Als sie einige Schritte weiter nach dem Mühl-

wege einbog, flogen einige Vögel krächzend auf. Henrike stand still und blickte empor.

„Das ist also die „Rabeneck'n" flüsterte sie.

Ein unheimliches Rauschen lief durch die hohen Gipfel der Bäume und jagte ihr einen leisen Schrecken ein.

„Es ist und bleibt doch 'ne schreckliche Geschicht'," dachte sie, indem sie sich ängstlich umsah und dann so eilig, wie möglich den Platz räumte.

Sechstes Capitel.

Verzweiflung überall.

Unter der Einwirkung des neuerwachten Lebensmuthes hatte Heribert im Laufe der nächsten Tage an seinen Vater geschrieben und ihm dringend die Bitte an's Herz gelegt, den Termin zu beschleunigen, der ihn nach Potsdam zitiren solle.

Selbst dem Uneingeweihten mußte der hoffnungsvolle Grundton dieses Briefes auffallen, wie viel mehr noch dem Major, der zwischen Himmel und Erde schwebte und in jedem Worte einen Verrath lauern sah. Er erkannte auf der Stelle, daß sein Sohn in das unglückselige Geheimniß eingeweiht war, sich aber mit Leib und Leben für die Ehre seines Vaters verpfändet hatte. Er erkannte aber auch auf der Stelle, daß sein Sohn sich für berechtigt hielt, Aufklärungen über dunkle Ereignisse

zu fordern, welche sein Lebensglück beeinträchtigten. Ein neuer Kampf erhob sich in seiner Brust, dessen Resultat ihn dazu brachte sich zu einem Werkzeuge der Politik herzugeben und eine Reise nach Schlesien zu dem Grafen von Haugwitz als Vorwand zu benutzen um nur Zeit zur Ueberlegung zu gewinnen. Ein fernes Verwandtschaftsverhältniß mit diesem, zur Zeit in Mißkredit gerathenen Minister, mußte bei dieser Gelegenheit herhalten. Er wurde höhern Orts mit der vertraulichen Anfrage betraut „ob der Minister von Haugwitz nicht geneigt sein würde, die überhand nehmenden Zerwürfnisse mit Napoleon, schlau und gewandt auszugleichen, da sich keiner unter den Staatsbeamten befinde, der die nöthige Sachkenntniß mit der äußern Form so zu verschmelzen verstünde, als er.“

In jeder andern Zeit würde der Major von Wendemark dieß Ansinnen, als mit seiner innersten Ueberzeugung widerstreitend, zurückgewiesen und ehrlich erklärt haben: „es gäbe redlichere und bessere Männer von hoher, politischer Bedeutung im preußischen Staate, als dieser beseitigte Minister, der Kern eines vielfach angefeindeten Kleeblattes. Aber die Furcht vor den Eröffnungen, die man von ihm zu fordern Anstalten traf, trieb ihn zur Zusage, so daß er mit seiner Gemahlin schon nach Schlesien aufgebrochen war, als Heribert

seine flüchtige Antwort in Händen hielt. Von der bevorstehenden Reise erwähnte er jedoch kein Wort.

Heribert fand in dem Briefe etwas befremdliches, was sein Herz in banger Ahnung zusammenpreßte. Doch war diese Besorgniß nicht von Bestand und ging in den glühenden Sehnsuchtsbildern, womit er seine Zukunft schmückte, sehr bald ganz und gar verloren. Sein Herz hoffte wieder! Warten wollte er auf sein Glück gern so lange, wie es sein Vater angemessen hielt. Zwar sah er die Geliebte nicht, schrieb auch, dem Befehle ihres Vaters gehorsam, nicht an sie. Allein gibt es für Liebende nicht tausend kleine Gaukeleien, womit sie ihre Sehnsucht zu beschwichtigen wissen?

Ein paar zeitig gereifte Früchte, zierlich mit Blumen umgeben, wurden vom schnellsten Reiter hinübergebracht nach Schloß Wendemark — eine seltene Blume wurde werth befunden Luciliens Tisch zu zieren — ein Gedicht so unschuldig vom Dichter verfaßt, wanderte als Abschrift hinüber nach Schloß Wendemark und füllte trotz aller Erhabenheit und Reinheit, ein keusches Mädchenherz mit überströmender Wonne, denn des Geliebten Hand hatte die Feder geführt und seine Hand hatte auf dem feinen Papiere geruhet. Die Liebe im ersten Stadium ist ja so genügsam und die Liebe dieser beiden jungen Menschen war gewaltsam zu dem Schran-

ken zurückgeführt, welche Entsagung fordern. Ihnen mußte genügen, daß ihre Gedanken sich im Aufschauen zum ersten Sterne begegneten, daß ihre Seele zusammen erzitterten, wenn die goldene Abendröthe den Abschied des Tages verkündigte und daß der bleiche, stille Mond sein Licht in ihre Träume von Wiedersehen hineinwob. War es denn nicht auch genug, daß sie in jedem Lufthauche einen Gruß des geliebten Gegenstandes ahnten, daß der Duft einer Blume ihre Herzen sehnsüchtig erweiterte und daß sie in der Eigenthümlichkeit jeder ersten Liebe, an eine ewige Unveränderlichkeit ihrer Seligkeit glaubten? Arme, junge Herzen, die von der irdischen Unvollkommenheit immer erst durch eigene Erfahrung überzeugt werden? —

Es war wohl natürlich, daß Heribert, von seinen eigenen Angelegenheiten in Anspruch genommen, wenig an die Calamität dachte, die andere Menschen zu ertragen hatten. Tag um Tag verstrich ihm traumhaft schön in der Vergötterung Lucilien's, in der Heiligung und Befestigung ihres Verhältnisses, das auf überirdischer Zärtlichkeit beruhete. Erst nach Wochen, wo die scharf betriebene Aushebung der Mannschaften in der Provinz Aufsehen erregte, als der Gedanke an kriegerische Unruhen durch einige Maßregeln der Kriegskommisson näher trat, erst da gedachte er des Versprechens, welches

er Henriken in Betreff Jan Swuyken's gegeben hatte und nannte seine Vergessenheit ein unverzeihliches Unrecht gegen den alten Jugendfreund. In der Hoffnung, daß es der Familie gelungen sein würde, die Beweise ihrer Kantonfreiheit zu stellen, machte er sich gleich auf den Weg und ritt gestreckten Galopp's nach der Mühle um sich davon zu überzeugen.

Seine Hoffnung hatte ihn betrogen. In Swuyken's Mühle sah es kriegerisch aus und er fand dort dieselben harten Maßregeln in Anwendung gebracht, die er von anderer Seite schon kennen gelernt hatte. Ein Trupp Husaren, mit einem Unteroffizier an der Spitze, war als Einquartierung in Mühle geschickt und spielte in der Stellung als Executionsmannschaft, eine mehr kriegerische, als friedliche Rolle daselbst. Nachdem Jan Swuyken sich nicht am bestimmten Tage gestellt hatte und sein Aufenthalt nicht sicher nachgewiesen werden konnte, hatte die Commission zuerst eine gewaltige Drohung ergehen lassen, hatte der Frau Swuyken die Macht des Gesetzes, das am Gut und Eigenthum des Entflohenen sich schadlos zu halten bestimmte, deutlich zu machen gesucht, und hatte dann schließlich eine Execution und Aufsicht, die scharf Wache auf das Wiederkommen Jan's hielt, angeordnet auf Kosten der Familie Swuyken, die sich der Renitenz schuldig gemacht."

Was Henrike unter diesen peinlichen Auftritten litt, ist leicht einzusehen. Auf ihren Rath war Jan entwichen! Sie hatte in ihrer Unerfahrenheit geglaubt durch seine Reise die ganze Geschichte zu vertagen und nun war, durch ihre Einmischung in diese Angelegenheit, eine bedeutende Verschlimmerung eingetreten, die abzuändern gar nicht mehr in ihrer Macht stand, da jede Nachricht über Jan's Aufenthalt fehlte. Sein Loos wäre überhaupt kein beneidenswerthes geworden, wenn er sich blicken ließ, so viel ging aus allen Reden der Soldaten, die in feindseliger Position zu den Bewohnern der Mühle standen, hervor.

Es blieb also nach wie vor, nur wünschenswerth, daß er ausblieb, wenn er nicht sonst mit dem verloren gegangenen Freibriefe Friedrich des Großen erschien.

Die unerwartete Wendung der häuslichen Verhältnisse wirkte auf das ganze Geschäft ein. Alles blieb liegen. Der Betrieb stockte, weil dem Werkmeister der freie Verkehr nach drüben untersagt wurde. Drüben hörte nämlich die preußische Macht auf und die Commission hatte speziell den Befehlshaber der Execution verantwortlich für diesen Punkt gemacht.

Die peinliche Lage — die offenbare Bedrückung, der man das Ansehen einer gerechten Strafe zu geben versuchte, verfehlte nicht entmuthigend auf Frau Swuy=

ken zu wirken und sie zu nutzlosen Klagen aufzuregen, während sich die Geisteskraft Henrikens daran zu stählen schien und eine Art Heroismus in ihr entwickelte.

„Wenn's nur dem König zu Ohr gebracht werden könnt'," klagte die Frau beständig. „Er ist ja hier gewesen als kleiner Prinz auch später, als er seinen Schwiegervater, den Strelitzer Herzog besuchte. Er hat ja die ganze Einrichtung des Werkes besichtigt und meinen seligen Mann gelobt, daß er's Vaterland aufgegeben und hier die neue Erfindung „Bretter zu schneiden" eingeführt habe!"

Henrike dachte mehr als sie sprach. In ihrem Geiste wirbelten sich Pläne rund um, die darauf hinausgingen, Abhülfe zu schaffen.

„Wenn's dem König zu Ohr gebracht werden könnt'?" Warum sollte das unmöglich sein? Eine Reise nach Berlin ließ sich schon bewerkstelligen und sie fühlte den Muth dazu täglich mehr wachsen.

Eine leise Bitterkeit gegen den „guten Freund," der versprochen hatte, die Angelegenheit mit seinem Worte zu unterstützen, veranlaßte sie aber, schnell einen Rückzug in's Haus zu nehmen, als endlich Heribert nach wochenlangem Zögern an einem trüben, nebligen Septembertage auf die Mühle zusprengte. Sie verschwand, ehe er das Wohnhaus erreichte, und sie ließ sich, erbit-

tert, wie sie war, auch nicht wieder blicken, ehe es nicht nöthig wurde.

Heribert bemerkte das nicht. Seine ganze Aufmerksamkeit schien von den umherlungernden Husaren gefesselt, die hier auf Regimentsunkosten lebten, ohne Schwertschlag ein hübsches Quartierchen erobert hatten und gar keine Lust verspürten dasselbe zu verlassen.

„Was gibt es denn hier?" fragte er einen der Soldaten, der auf einem Haufen Bretter saß, einige Hände voll Pflaumen in der Mütze, deren Kerne er nach dem Verspeisen der Früchte beliebig auf den holländisch reinlich gehaltenen Hof verstreuete.

Der Soldat kannte ihn nicht und wenn auch sein ganzes Aeußere den Edelmann verrieth, so fühlte sich derselbe doch so fest in seiner Würde, daß er, ohne aufzustehen, in brutalem Tone sagte:

„Wir warten hier auf einen Ausreißer."

„Was heißt das?" sprach Heribert stolz und befehlshaberisch.

Der Soldat erhob sich nun langsam und schwerfällig, nahm eine etwas soldatische Haltung an und antwortete mehr respectvoll als vorher!

„Der Meister von der holländischen Mühle ist ausgekniffen! Wir sind beordert ihn zu greifen, wenn er sich blicken läßt!"

„Wer hat Euch beordert? Wo ist Euer Führer? Ich will mit ihm sprechen! Suche er ihn — sage Er ihm „der Herr von Wendemark wünsche Auskunft über diese Sache zu haben. Wie heißt Euer Rittmeister?"

„Rittmeister von Vollk —" sprach der Soldat eingeschüchtert.

„Wo ist der Rittmeister von Vollk?" examinirte Heribert weiter.

„Der Herr Rittmeister stehen in Stendal!"

„Gut — hole Er den Unterofficier! Hier liegt ein Irrthum vor!"

Der Soldat marschirte ab, helle Unzufriedenheit im Gesichte, denn das Essen und Trinken in Swuykens Mühle mundete ihm zu vortrefflich, als daß er gern an einen „Irrthum" glauben mochte. Heribert sprang mit großen Sätzen über den Hof in's Haus.

Frau Swuyken kam ihm mit sorgenvoller Stirn entgegen und bot ihm die Hand zum Willkommen. „Hier sieht's traurig aus gnäd'ger Herr," sagte sie in trübseligem Tone. „Jan soll Soldat werden! Nun ist er verreist, kein Mensch weiß wohin! — Ist das nicht ein Leiden, daß uns die preußische Obrigkeit eine Rotte Soldaten in's Haus schickt, weil mein Sohn verreist ist?"

„Aber beste Frau Swuyken — Ihr habt ja Frei-

briefe, so viel ich weiß, die Euch von allen Lasten, welche sonst der Bürger und Bauer tragen muß, freisprechen!" rief der junge Edelmann eifrig. „Warum habt Ihr Euch denn nicht darauf bezogen? Warum habt Ihr die Briefe und Scheine nicht eingereicht?"

„Lieber gnädiger Herr — weil sie nicht zu finden sind!" entgegnete die Frau kleinlaut. „Wir haben hüben und drüben das Haus danach umgekehrt!"

„Das ist freilich schlimm! Weiß denn Jan nicht, wo sie geblieben sind?"

„Jan weiß überhaupt nicht, daß er sich stellen sollt' und daß wir hier, wie mit Kriegslast belegt sind, seinetwegen. Er ist ja fortgereist mit dem Prinzen von Hollfingen vor vier Wochen schon und nicht wiedergekommen!"

Heribert sah sie verwundert an.

„Erinnern sich der gnädige Herr, als Sie mit dem Herrn Vater hier waren? Da flocht mein Jan doch Kränze mit der Henrik'?"

Heribert nickte zustimmend. Er erinnerte sich dessen sehr wohl.

„Da, mit dem Schiff ist er fortgemacht und hat seine Möve mitgenommen — seitdem ist er verschwunden, gnäd'ger Herr — die Steuerleut' sagen, er sei mit dem Prinzen in der Möve stromauf gefahren."

„So wendet Euch doch an den Prinzen und bittet um Auskunft, wo Jan geblieben ist?“ meinte Heribert, dem die Geschichte etwas unwahrscheinlich klang.

„Nach Solitude haben wir schon drei Mal geschickt — Durchlaucht sind nicht da und kein Mensch, selbst Frau Ludmilla nicht, weiß, wo er eigentlich ist.“

„Das ist sonderbar! Ich werde nachher mit vorreiten und nachfragen. Ich werde auch morgen übersetzen nach der Bude und zusehen, ob Jan sich dort nicht versteckt hat. Außerdem will ich jetzt Rücksprache mit dem Wachtmeister oder was er sonst ist, nehmen, die Geschichte muß aufgeklärt werden. Ich weiß genau, daß den Swuykens bedeutende Vorrechte eingeräumt sind, als sie sich hier angebaut haben — mein Vater hat erst neulich dessen Erwähnung gethan und nur blinder Eifer kann den Rittmeister Bollk zu den Maßregeln gegen Euch verleitet haben. Seid ruhig! Ich will sehen, was ich für Euch thun kann.

Der Soldat hatte mittlerweile seinem Vorgesetzten mit kläglichem Gesichte das Ende ihrer Paradiesesruhe auf der Mühle prophezeiet und damit den Geist des Widerspruches auf ganz gewöhnliche Weise in diesem entzündet. Eilig, als gälte es einen Feind anzugreifen, schnallte er seinen Säbel um die Hüften, stützte keck die

Dienstmütze auf und trat mit klirrenden Sporen seinen Weg zu Heribert an.

Dieser wendete sich sogleich hastig nach ihm um und fragte kalt, aber artig:

„Von wem ist die Ordre ausgegangen, die Euch hier in der Mühle stationirt?“

„Darauf brauche ich niemand zu antworten, als meinem General oder sonstigen hohen Vorgesetzten. Sind der Herr in dieser Charge, so weisen Sie sich aus!“ antwortete der Wachtmeister mit würdiger Feierlichkeit.

Heribert sah ihn ruhig eine ganze Weile an. „Nach dieser Antwort kann ich nicht erwarten, daß man mir Rede stehen wird, also erniedrige ich mich nicht mit Fragen, sondern mache nur schuldigermaßen die Meldung an den Führer des Executionspikets, daß hier ein Irrthum vorwaltet und daß mir, dem Herrn von Wendemark auf Kerkenhagen sehr wohl bekannt ist, wie Friedrich der Große, König von Preußen, die Familie Swutyken von Kind auf Kindeskind aller Lasten los und ledig erklärt hat.“

„Ist mir ganz egal!“ entgegnete der Wachtmeister kaltblütig. „Des gnädigen Herrn Wort in Ehren, aber es geht mich nichts an. Ich bleibe hier, bis ich abcommandirt werde.“

„So melde man meinen Einspruch wenigstens!“

„Nein! das ist meines Amtes nicht! des gnädigen Herrn Einspruch in Ehren, aber er hilft gar nichts. Meine Instruktion lautet nicht zu weichen vom Fleck bis ich den Deserteur erwischt hätte.“

„Jan Swuyken ist aber gar nicht desertirt! Er ist verreist!“

„Wohin?“ fragte der Wachtmeister, martialisch seinen Degen vor sich aufstützend.

„Das weiß niemand!“ entgegnete Heribert etwas verlegen.

„Meine Ordre lautet, nicht zu weichen vom Fleck bis der Deserteur oder der reisende Hausherr wieder heimgekommen ist!“ replicirte der Wachtmeister ruhig und gemessen. „Was außerdem an Geld und Gut dabei zu Grunde geht ist seine Sache. Haben der gnädige Herr noch etwas zu befehlen?“

Heribert, so gründlich abgeprallt mit seinem Einspruch, wie nur ein Mensch abprallen kann, hielt es für gerathen nicht eine Silbe mehr zu dem Wachtmeister zu sagen. Er wendete sich zu Frau Swuyken und sagte tröstend:

„Ich werde anderweit Mittel und Wege finden Euch zu helfen — habt Geduld und tragt die Ungerechtigkeit so lange bis wir nachweisen können, daß Ihr ungebürlich belastet seid.“

„Wenn's nur dem König zu Ohr gebracht werden könnt'!“ jammerte die Frau.“

„Das wäre leicht, gute Frau,“ sagte Heribert bedenklich den Kopf wiegend, „aber es würde eben auch nichts helfen, wenn nicht der Freibrief mit eingereicht werden könnte. Ich habe mich so eben überzeugt, daß die Erklärungen eines Edelmannes an Werth verloren haben, also würde es nichts fruchten, wenn auch der ganze Stamm der Wendemark — der Prinzen von Hollfingen an der Spitze — es verbürgen wollte, daß ein Freibrief vorhanden gewesen sei. Es bleibt, nach meiner Erfahrung hier, nichts weiter übrig, als dem Freibriefe nachzuforschen und es würde mir dabei freilich von großem Nutzen sein von Jan erfahren zu können, wo er diesen Gnadenbrief zuletzt gebraucht hat.“

Jetzt erschien Henrike, mit einem der Zwillingsknaben im Arme, auf der Schwelle. Sie hatte mit hochklopfendem Herzen im Nebenzimmer die ganze Unterredung mit angehört und kam nun zum Vorschein, weil sie glaubte besser darüber Auskunft geben zu können, als Frau Swuyken.

Sie hatte während dieser Zeit Muße genug gehabt um einzusehen, daß Heribert, mit dem besten Willen, doch nichts für die Sache hätte thun können, deshalb wich ihr Groll gegen ihn und sie nickte ihm mit

holdseliger Freundlichkeit einen Gruß zu, als sie eintrat.

Der Wachtmeister, welcher noch steif dastand und sich solcher Freundlichkeit eben nicht rühmen konnte, zog ein malitiöses Gesicht, lachte und schwenkte sich zur Thür hinaus, indem er brummte: „Da steckt der Knoten also! die Jungfer hat hohe Gedanken — das wollen wir ihr doch anstreichen!"

Kein Mensch achtete dessen, was er murmelte. Heribert hörte nur, was das junge Mädchen hastig sagte:

„Sie fragen, wo der Freibrief gebraucht worden ist, gnädiger Herr? Beim Kauf des Landes drüben, sagte mir Jan neulich."

„So wäre er vielleicht dort drüben im Strelitzer Gerichtsamte?"

„Ach, ich glaub's nicht, daß er dort gefunden ist, sonst wär' Jan schon längst wieder heim!" klagte das Mädchen.

Heribert merkte jetzt, wie die Sachen standen. Er schritt eiligst zur Thür, öffnete sie und sah nach, ob der Wachtmeister fort war. Dann verriegelte er diese Thür und stellte sich, fragende Blicke auf Henrike werfend, ihr gegenüber.

„Ich will's nur sagen," beichtete sie. „Ich hab's dem Jan eines Tag's, als ich seine Möv' hinüber segeln

sah, übergebracht, daß er sich stellen und Soldat werden sollt' und hab' ihm den Rath gegeben, dem Freibrief nachzuspüren."

„Das ist ganz gut von Euch gewesen, Henrike," sprach Heribert ermunternd.

„Ich dacht', wenn er erst eingesteckt wär' in die Soldatenjack', so hälf' alles Herzemuttern nichts. Ach — was Thränen hab' ich im Stillen schon geweint, daß nun die Sach' noch schlimmer geworden ist, als sonst wohl!"

„Nein! Nein, liebes Mädchen!" rief Heribert eifrig. „Aus dem Benehmen des Wachtmeisters ist mir klar geworden, daß ganz besondere königliche Ordres gegeben sein müssen um der Aushebung in der Provinz Gewicht zu verleihen und man würde ohne Ansehen der Person zu Werke gegangen sein, wenn Jan zugegen war. Besser ist es jetzt eine Erneuerung des Freibriefes nachzusuchen und darauf die Begnadigung Jan's zu stützen. Laßt mich nur machen. Ich reise in wenigen Tagen nach Potsdam zu meinem Vater und da meine Mutter eine nahe Verwandte vieler einflußreicher Beamten ist, so wird es ihm, der von dem Vorhandensein des Freibriefes unterrichtet scheint, sehr leicht werden, ihn zu ersetzen. Ihr wißt also wo Jan sich aufhält?"

„Nein," antwortete Henrike traurig. „Ich weiß

nicht 'mal, ob er glücklich in Boitzenburg angekommen ist."

„Er wird wohl todt sein," ließ sich die muthlose Stimme der Frau Swuyken vernehmen. „Ich bin des Lebens auch schon satt. Wozu hat man gearbeitet und gespart? Um nun seines Eigenthum's beraubt zu werden. Bewacht wird man, wie 'n Spitzbub! Wär' ich doch in Blankenese geblieben oder hätt' nach meines seligen Mannes Tod die Wirthschaft verkauft und wär' wieder heimgezogen. Zu leben hatt' ich und mein Jung' auch."

„Schaff' nur das viele Geld bei Zeit' fort," sagte Henrike, die Gelegenheit ergreifend, wo sie in Heribert einen rathenden Freund zur Seite hatte. „Die Schränk' sind alle vollgepackt voll Geld — wenn's kund wird, kramt's Amt aus und nennt's gerechte Straf'. Schaff's fort, Mutter Swuyken, eh's zu spät wird."

„Dazu rathe ich, unter den vorliegenden Verhältnissen auch," meinte Heribert.

„Ich hab's Jan versprochen dafür Sorg' zu tragen!" sprach Henrike in überredendem Tone.

„Wohin denn damit!" klagte Frau Swuyken, indem sie den Schrank aufschloß und den Geldkasten öffnete. Sprachlos vor Verwunderung sah der junge Edelmann hier eine Menge Gold aufgespeichert, wie er es noch nie gesehen hatte. Dicht in einander geschichtet, überein-

ander und nebeneinander lagen hier Summen Geldes unbenutzt, wodurch, bei richtiger Verwerthung Jan Swuyken ein Krösus werden konnte.

„Aber, beste Frau," rief er im Tone des Schreckens, „wozu habt Ihr denn diese Unmasse von Geld im Hause? Wie viel ist denn das?"

„Gezählt haben wir's noch nie," entgegnete Frau Swuyken treuherzig. „Wozu wir's im Hauf' haben, fragen der gnäd'ge Herr? Wo sollten wir denn mit hin? Sehen Sie — da ist immer ein Stück zum andern gekommen!"

„Ich begreife nur Jan nicht," warf Heribert ein, „wenn das kund wird, schlagen sie Euch todt und machen sich mit dem Schatze davon."

Frau Swuyken sah ihn ängstlich an. „Das wird doch kein Christenmensch thun!"

„Freilich habt Ihr das zu fürchten."

„Es weiß's ja niemand außer meinem Sohn."

„Der Zufall kann's aber verrathen," sprach Henrike.

„Wie seid Ihr nur zu so vielem Gelde gekommen?" sagte Heribert lachend den Kopf schüttelnd.

„Ja, wie ich sagt', eins ist immer zum andern gelegt. Ich weiß noch ganz deutlich die Zeit, wo die Kasten alle leer waren. Es sind g'rad dreißig Jahr — mein

Aeltester war ein Jahr alt und den zweiten erwart't ich. Jan ist nämlich mein drittes Kind und die andern Beiden sind von Gott heimgeholt zu seinen Engeln —" schaltete die Frau ein. „Es war im Mai — da kam mein seliger Mann in die Wohnstub', schloß den Schrank auf und legt' sechs Silberthaler in den einen Kasten und zwei dänische Goldstück' in den andern Kasten. Dazu sprach er fröhlich: „sieh Rosett' das sind die Ersten, die übrig sind — so Gott will machen wir die Kasten voll, zu Nutz und Frommen unserer Kinder!" Und er hat Wort gehalten. Ehe er starb war Alles voll und Jan trug 'nen Sack voll in die Hamburger Bank."

„Nun sind die Kasten aber schon wieder voll!" rief Heribert heiter. Ihn amüsirte diese sonderbare Seelenruhe. „Was wollen wir nun damit machen?"

Die Frau schaute nieder auf's Geld und zuckte hülflos die Achseln.

„Ich weiß's schon," unterbrach Henrike das eingetretene Schweigen. „Ich wollt's schon gerne allein wegschaffen und reichlich sicher verwahren, wenn's nur Mutter Swuyken erlaubt."

„Warum nicht," entgegnete diese gleichgültig. „Schaff's fort, damit die Soldatenrotte uns nicht noch todtschlägt. Freud' macht's mir nicht mehr, denn der Jan ist todt, dabei bleib' ich!"

„Nun dann retten wir's für die Kinder!" sagte Henrike entschlossen. „Fragt nicht, wohin ich's bring'. Am besten 's weiß niemand, als ich. Den gnäd'gen Herrn will ich's sagen — niemand sonst."

Frau Swuyken nickte und gab ihr die Schlüssel.

Henrike steckte sie ein und begleitete den jungen Edelmann später bis vor das Hofthor, wo der Reitknecht die Pferde hielt.

Hier erst theilte sie ihm den Plan mit, den sie hatte. Er fand Billigung bei Heribert und sie kehrte froh aufathmend in das Haus zurück, wo sie die Knaben der großmütterlichen Pflege überließ und dann verschwand.

Es wurde Abend. Ein dichter Nebel verhüllte die letzten Sonnenstrahlen und schuf jenen unbehaglichen Vorspuck des Winters, der die Menschen in's wärmere Zimmer jagt. Auch in Swuyken's Mühle suchten die Bewohner ein behagliches Plätzchen und die Soldaten krochen früher in's Bett, als sonst. Nur der Wachtmeister, in stillem Grolle über Heribert's Einmischung in Dinge, die ihn seiner Meinung nach, gar nichts angingen, suchte durch allerhand Forderungen die Hausfrau zu ärgern. Bald wollte er Warmbier haben, bald hatte er Appetit zum Pfannkuchen.

Frau Swuyken ließ geduldig Alles zubereiten, kam

aber nicht zum Vorschein, sondern blieb in ihrem Schlafzimmer das sie mit Henrike und den Kindern theilte, seitdem der Herr Wachtmeister oben logirte.

Henrike war und blieb verschwunden. Es wurde später. Jeder glaubte das junge Mädchen zu Bett. Nur Frau Swuyken wußte, daß sie nicht darin war, sondern sich irgendwo geheimnißvoll beschäftigte.

Die Nacht brach herein. Alles ruhete in den Armen des Schlafes. Nur Henrike wachte und grub, unter Anstrengung eine Grube im Keller, den sie hinter sich verschlossen hatte.

Erst gegen Mitternacht war sie fertig mit ihrer sauren Arbeit. Nun galt es noch die Geldvorräthe heimlich dahinein zu schaffen und das war so leicht nicht, da des Wachtmeisters Stube dicht an der schmalen Treppe lag, von wo man den Gang zum Keller sehr gut beobachten konnte.

Henrike überlegte. Die Sicherheit erforderte, daß sie dieß Werk im Dunkeln vollführte. Zwar durchrieselte sie ein Schauer von Furcht, als sie der Geisterstunde gedachte, die, nach alter Muhmensage, den Todten Freiheit gestattete, die Stätte ihres Erdenlebens im Leichentuche zu durchwandeln. Sie war fest überzeugt, daß der Geist des alten Swuyken sie Schritt auf Schritt begleiten werde, um das Verbergen seines Schatzes in Augen-

schein zu nehmen. Allein sie hatte Energie genug, diesem Gefühle von Furcht vor der Geisterwelt trotz zu bieten und ohne Verzug daran zu gehen. Sie versah sich mit kleinen Säcken, worin Bohnen, Erbsen und Linsen aufbewahrt worden waren und ging festen Schrittes in die Wohnstube. So leise, wie möglich schüttete sie das Geld in die Säckchen, band sie zu und schleppte sie, unhörbar schleichend, nach dem Keller hinab, wo das Flämmchen einer Lampe ihr hinreichend Licht verschaffte. Dreimal mußte sie hinauf und hinab, immer beladen mit Geldsäcken von enormer Schwere und immer war es ihr als schleiche gespensterisch klirrend der Wachtmeister gestiefelt und gespornt hinter ihr her. Es gehörte wirklich ein außergewöhnlicher Muth dazu um bei solchem inneren Grauen standhaft zu bleiben.

Henrike selbst fürchtete bisweilen davon überwältigt zu werden, aber es gelang ihr, was sie sich vorgesetzt hatte. Rasch schaufelte sie die Grube endlich wieder zu, trat die Erde überall fest, legte kunstgerecht die Steine wieder ein und warf dann grauen Strandsand darüber, wie es in den anderen Theilen des Kellers geschehen war. Selbstzufrieden betrachtete sie ihr Werk, löschte das Lämpchen und tappte sich vorsichtig wieder hinauf. Kein Mensch hatte etwas gehört und gesehen! Alles schlief noch in Frieden, als Henrike den Schlüssel

in der Wohnstube umdrehete und nun erst, vorsichtiger Weise den leergewordenen Kasten mit allerhand Geräth, Wäsche und Geschirr anfüllte um jedem Verdachte von vorn herein zu begegnen.

Frau Swutken empfand es zum ersten Male in dem Schrecken beim Anblicke dieser Veränderung, wie entsetzlich ihr Gefühl gewesen sein würde, wenn sie in Wahrheit ihres Ersparnisses beraubt worden wäre. Ein dankbares Lächeln lohnte der treuen Helferin in der Noth, sonst wurde kein Wort darüber gewechselt.

Von diesem Tage an wurde jedoch die Lage der beiden Frauen unsicherer und drückender. Sei es, daß der Herr Wachtmeister selbst ein Auge auf Henrike geworfen hatte und durch den Besuch Heribert's belehrt worden war, wie liebenswürdig dieß ernste junge Mädchen Andern lächeln konnte, wenn sie wollte — sei es, daß irgend ein herumspionirender Soldat von den Worten Heribert's etwas erlauscht hatte, als sich dieser über die Menge des aufgespeicherten Geldes verwunderte, genug der Wachtmeister belästigte die Frauen auf alle Weise, trat uneingeladen in das Wohnzimmer, verdoppelte seine Aufmerksamkeit auf Alles, was in dem Hause und auch außerhalb desselben geschah und ließ nicht undeutlich merken, daß es in seiner Macht stehe, das

Strafmaß für Jan's Desertion nach eigenem Gutdünken zu verschärfen.

Eine stille Verzweiflung nahm zuletzt Besitz von Frau Swuykens Seele. Henrike tröstete vergeblich und bot allen Scharfsinn auf um nur wenigstens Nachricht über Jan zu erhalten — alles vergebens! Die Tage schlichen trüber und immer trüber an ihnen vorüber, so blau auch der Herbsthimmel lachte und so schön sich die beiden Zwillingsknaben entwickelten. Für Frau Swuyken hatte nichts mehr Reiz! Das Lächeln der Kinder erinnerte sie an das Lächeln ihres Sohnes, der verloren schien. Die ruhige, liebliche Zärtlichkeit der Knaben lockte Thränen in ihr Auge. Ihr Gedeihen an Leib und Seele erfreuete sie nicht, sondern belästigte ihr bekümmertes Herz durch die stete Rückerinnerung an den Vater derselben, der vielleicht schon todt war.

Unter diesen Umständen wuchsen Henriken's Verpflichtungen, eine Sache zu ändern, die sie herbeigeführt hatte. Nach ihrer Meinung war kein Opfer zu groß dazu und sie gedachte, allen Ernstes, eine Reise nach der Residenz zu unternehmen um ihr Heil dort zu versuchen.

Heribert war nach Potsdam gereist. Nachdem er nochmals beim Gerichtsamte in Strelitz dem verloren gegangenen Freibriefe nachgeforscht und die Nachricht erhalten hatte, daß Jan Swuyken in höchst eigener Per=

son vor mehreren Wochen dort Alles aufgeboten habe um den Verbleib dieses Documentes, das plötzlich von Wichtigkeit für ihn war, zu ergründen, blieb der Weg zur Abhülfe der Noth auf des Königs Gnade beschränkt. Er kam zur Mühle mit dieser Erklärung, versprach sein möglichstes zu thun und verließ dann die Gegend. Er war die letzte Stütze Henriken's gewesen. Als Tag an Tag verstrich ohne Hülfe zu bringen da fing Henrike an Pläne zu schmieden, die aber gewiß an ihrer Unkenntniß aller Weltverhältnisse gescheitert wären, wenn sich der Himmel nicht erbarmt und in's Mittel geworfen hätte.

Eines Tages trat der Wachtmeister zu den beiden Frauen in's Zimmer und rief mit höhnisch herausforderndem Tone:

„Na Frau Swuyken, wie ist's denn — der König kommt in acht Tagen nach Gransee mit seiner Gemahlin — wollt' Ihr nicht hin und ihm in's Ohr flüstern, daß Euer Sohn den Freibrief verloren hat und desertirt ist? Vielleicht rührt es das Herz Sr. Majestät und er kommt, Euch zu besuchen, wie Ihr Euch schon gerühmt habt!“

Er lachte, daß die Balken dröhnten und warf sich ungebürlich auf den heilig gehaltenen Sorgenstuhl des seligen Swuyken nieder. Nicht ein Wort der Erwiederung kam von den Lippen der Frauenzimmer, aber ein aufleuchten-

der Blick Henriken's verrieth der Frau, daß sich in der Brust derselben ein Entschluß befestigt habe.

Der Wachtmeister, gerade als wolle er sich einen Scherz mit der hülflosen Lage der beiden machen, griff seitswärts nach der Schrankthür, worin das Geld sonst verwahrt gelegen und sagte in selbem Tone:

„Das ist ja ein tüchtiger Schrank — wohl der Geldschrank, Frau Swuyken?"

„'S ist Wäsche d'rinn'," nahm Henrike das Wort.

„Wäsche? Wäsche?" lachte der Wachtmeister. „Die Wäsche möcht' ich wohl sehen!"

Keine Antwort. Frau Swuyken strickte langsam weiter an dem unermeßlich langen Strumpf, der den gichtischen Beinen des alten Werkmeisters Heinrich bestimmt war und Henrike beschäftigte sich eifrig mit den Knaben, die sie, auf jedem Knie einen, auf dem Schooße hatte.

„Nun? Denkt Ihr etwa, ich hätte kein Recht nach solchen Sachen zu fragen?" polterte der Wachtmeister heraus. „Das wollen wir doch sehen! Aufgeschlossen, Madam! Wird's bald? Aufgeschlossen! Ich habe Ordre hier zu schalten und zu walten, wie in Feindesland, auf daß Ihr mürbe werdet! Aufgeschlossen!"

Frau Swuyken erhob sich phlegmatisch. Ob sie

nicht im Stillen Gott dankte, dem jungen Mädchen freie Hand gelassen zu haben?

Sie schloß auf, während Henrike auch nicht durch eine einzige Miene den Triumpf verrieth, der ihre Brust schwellte.

Der Wachtmeister warf einen gierigen Blick in den ersten Kasten. Er enthielt die Hauben und Mützen der Frau Swuyken. Er öffnete alle Schubladen nach einander — nichts als Tücher, Kinderwäsche und Strümpfe!

In einigen kleineren Kästen fand sich Schmuck, wie die jungen Mädchen gern um den Hals tragen, auch Ringe und Schnallen und Goldblechkämme. Der Schrank war vollgepropft, aber nicht ein rother Heller blitzte dem unbescheidenen Besucher entgegen. Aergerlich warf er die Schrankthür in's Schloß.

„Um solchen Plunder steckt man das Haus nicht 'mal an!“ rief er brutal. „Wo habt Ihr denn Euer Geld?“

„Alles d'rüben!“ antwortete Henrike lakonisch. „Der Vetter Jan wohnt ja drüben!“

„Also d'rüben? Da d'rüben in der Bude?“ fragte der Wachtmeister glücklich getäuscht. „Da hat sich der Kerl schmählich verhört —“ brummte er und verließ jähe die Stube.

„'S ist die höchste Zeit —“ flüsterte Henrike. „Sein Muth wächst, wie's Wasser bei der Sturmfluth — ich hab' erlauscht heut' früh, daß Durchmärsche von Kriegsleuten nach Oesterreich zu erwarten sind — paß auf, Mutter Swuyken, das benützt der brutale Mensch und plündert uns.“

„Gott sei's gedankt, daß Du aufgeräumt hatt'st. Wo liegt's? Ist's auch sicher?“

Henrike nickt nur und sang den Knaben ein lustiges Schifferlied, denn sie bemerkte, daß der Wachtmeister einen Posten draußen an's Fenster kommandirt hatte, der lauschen sollte.

Das mußte anders werden. Auf sich selbst angewiesen, griff Heurike zum ersten Mittel, das sich ihr zu bieten schien. Der König kam nach Gransee! Gut — so mußte sie jetzt nach Gransee um dort die Gelegenheit zu erspähen, ihm in Kenntniß von einem Ungemache zu setzen, das, nach Heribert's Versicherung, die Grenzen des Rechtes überschritt. Die Versicherung dieses jungen Edelmannes garantire ihr den Erfolg ihrer Reise nach Gransee. Des Königs Gerechtigkeitsliebe war schon in den wenigen Jahren seiner Regierung sprichwörtlich im Volke geworden und man sprach hin und wieder von eclatanten Erfolgen, wenn er in Kenntniß von ungerechten Amtsverwaltungen gesetzt worden

war. Warum sollte sie den Versuch nicht wagen? Gransee vom jenseitigen Ufer in einem Tage zu erreichen, war ihr bekannt. Eine alte Verwandte, die dort wohnte, mußte sie bei sich aufnehmen, so daß sie in voller Muße die Ankunft des Königspaares erwarten konnte. Aber wie? Wer besorgte dann die Kinder hier in der Mühle, die so sehr an ihre Pflege gewöhnt waren, daß sie, wie ein paar Pflänzchen ohne Sonnenschein verschmachteten, wenn sie mehrere Tage sich ihnen entzog. Außerdem wurde es für Mutter Swuyken eine Last mehr und durfte das nicht sein. Also — die Knaben mußten mit nach Gransee, das war ja leicht zu machen. Ein hübsches Korbwägelchen stand im Schuppen — zwei tüchtige Pferde mußte der alte Werkmeister liefern — das Wetter war günstig — der Herbst ungewöhnlich milde und beständig — Stürme gab's noch nicht und schlimmsten Falles schützte ein Wachstuchdach über den Wagen und eine hinlängliche Menge Betten die gesunden, derben Jungens vor Erkältungen.

So weit war also der Plan Henrikens gediehen, aber ohne Beihülfe des alten Werkmeisters konnte er nicht fertig werden, also mußte sie ihn in's Vertrauen ziehen.

Gedacht — gethan! Henrike nahm ihre beiden Pfleglinge in die Arme, schlang kunstgerecht ein großes

Wollentuch um ihre Schultern, so daß es sie beim Tragen der Kleinen wesentlich unterstützte und promenirte langsam im Herbstsonnenscheine hinaus in die Pappelallee und von dort nach der Mühle, die in träger Ruhe feierte, weil Handel und Wandel durch des Hausherrn Abwesenheit in's Stocken gerathen war.

Der alte Heinrich sah sie kommen und eilte in den Vordergrund des Triebwerkes um sie zu begrüßen.

Er hatte eben mit schwerem Herzen die Unthätigkeit im Geschäfte überlegt und es schien ihm, als hätten seine Gedanken darüber das junge Mädchen, dessen Unentbehrlichkeit im Hause er längst erkannt hatte, hergeführt.

Der alte, joviale Mann liebte auf seine Weise nichts so sehr auf dieser Welt, als die junge, schlanke Henrike und er hielt keinen Mann auf dieser Welt würdiger für sie, als seinen jungen Herrn. Die Sache stand längst fest bei ihm. Er betrachtetete Henrike als seine Herrin und ihre Wünsche wurden Befehle für ihn.

Aber der Plan, dem sie vor seinem Ohre, geheimnißvoll flüsternd, entwickelte, der schien ihm dennoch kaum ausführbar. Erstens wurden die Pferde im Stalle executionsmäßig bewacht und er durfte nicht den Schwanz derselben zur Thüre hinausstecken, geschweige denn das ganze Pferd.

Zweitens benutzten die Soldaten das Korbwägelchen täglich zu ihrem Plaisir und sie würden sich dem Gebrauche zu anderen Zwecken widersetzen. Drittens erlaubte der Wachtmeister nun und nimmermehr, daß sie nach Gransee fuhr und dort durch persönliche Beschwerden, seine sorglose Existenz hier auf der Mühle, bedrohte. Was war nun zu thun?

Henrike versank in Nachdenken. Der alte Mann schaute ihr bekümmert in's Gesicht.

Ein Strahl überirdischen Muthes durchzuckte plötzlich dieß feine, blaße Mädchenantlitz.

„Gut, lieber Heinrich — so geh' ich bis zur Fähre zu Fuß — ein Bursch' aus der Mühle mag mein Gepäck tragen. Die Kinder nehm' ich mit. Es merkt's kein Mensch, daß ich ausgewandert bin. D'rüben geh' ich bis Dönitz und such' mir da Fuhrwerk zu schaffen bis Pritzwalk. Da wird's schon Gelegenheit geben ein Wägelchen zu miethen das mich nach Wittstock und von da nach Gransee schafft!“

„Ihr wißt Bescheid da d'rüben?“ fragte der alte Mann sichtlich beruhigt und erfreut über den Plan, da er nun in Ausführung gebracht werden konnte, ohne ihn in Conflikt mit den herrschsüchtigen Wachtmeister zu bringen.

„Ich bin wie zu Haus dort!“ erklärte das Mäd-

chen vergnügt. „Mein' alt' Muhm' hat mich immer mitgenommen, wenn sie auf Besuch bei uns gewesen war und dann haben wir den Weg immer zu Fuß gemacht von Boitzenburg aus. Ich hätt's nie gedacht, daß ich noch 'mal einen König die Visit' auf diesem Weg' machen müßt'!"

„Wenn nun Nachfrage um Euch ist?" meinte der alte Mann, von einem plötzlichen Bedenken erfaßt.

„Nun ich kann schon desertiren, denk' ich!" scherzte Henrike. „Mir paßt doch kein' Soldatenjack'. Wird's kund, so bin ich nach Haus! Wer kann's wehren, da ich kein Preußenkind bin. Geht nur fleißig zur Mutter in's Stübchen, während ich fort bin!"

Siebentes Capitel.

Vergebens!

Heribert war nach Potsdam abgereist. Mit der festen Zuversicht auf eine baldige Lösung aller Hemmniße hatte er seine Heimath verlassen und war zu der, früherhin von seinem Vater bestimmten Zeit aufgebrochen um mit fliegender Eile ein Ziel zu erreichen, welches ihm alles Glück der Erde entgegenstrahlte.

Wer ihn dahin reiten sah mit den glänzenden Augen, fröhlich in dem Glauben an einem Irrthum, der seine Vereinigung mit Lucilie nur gehemmt habe um ihn desto seliger werden zu lassen, der blickte ihm mit dem Wunsche des Wohlwollens nach. Viele kannten ihn, als den Herrn auf Kerkenhagen, der so jung und doch so fleißig und tüchtig war, der in seiner gutmüthigen Heiterkeit mehr ausrichtete, als andere mit dem strengen

Stolze, und die Mädchen und Frauen lächelten freundlich zu dem Gruße, den er mit schalkhafter Ehrbarkeit ihnen zurief.

In dem Ausdrucke seines Wesens mochte etwas von der liebenden Unruhe eines Herzens liegen, denn sie wendeten sich hinter ihm um und flüsterten: „Er reitet auf die Frei' — dem wird's schon glücken!"

Fort ging es über Feld und Flur, durch Wald und Sand! Immer näher kam er dem Orte, wo sein Vater seiner harrete. Dieß nahm er als ganz gewiß an, obwohl kein weiterer Brief eingetroffen war.

Mit kindlicher Pietät hatte Heribert vermieden, neuerdings daran zu erinnern und eine Antwort seines Briefes zu fordern. Er ließ die Zeit lieber langsam an sich vorüberschleichen, als daß er seinen Vater, eine Minute nur, unwillig gemacht hätte.

Eine Rose auf dem Herzen, die ihm Lucilie, als einen Spätling der Rosenflur gesendet und hoffnungsreiche Wünsche hineingeflüstert hatte, — eine Rose im Herzen, die ihm das lieblichste schien, was jemals auf Erden geblühet — so eilte er dahin, fröhlich und wohlgemuth bis er an der Thür des väterlichen Hauses hielt und den Thürklopfer hart erdröhnen ließ, als auf das erste bescheidene Klopfen nichts erfolgte.

Es regte sich keine Bedientenhand ihn einzulassen.

Stumm blieb es innen — öde starrten ihn die Fenster an, die er nun scharf zu mustern begann.

Nochmals ließ er den Messinghammer auf die Eisenplatte fallen, daß es weithin schallte und mancher Nachbarkopf aus dem Fenster fuhr.

„Die Herrschaft ist noch nicht zurück!" sagte ein Vorübergehender.

„Wie? Noch nicht zurück? Wohin sind denn die Bewohner dieses Hauses allzusammen gereis't?" fragte er sehr verwundert.

„Das weiß ich nicht. Fort sind sie Alle mit einander schon seit vier bis sechs Wochen. Es kam ganz plötzlich."

Der Mann schritt weiter und Heribert, der wie vom Donner gerührt dastand, schwang sich wieder auf's Pferd um nach Berlin zu eilen, wo sein Bruder als Offieier stand.

Auch hier erfuhr er nichts näheres. Sein Bruder wußte kaum etwas von der Abreise der ganzen Familie. Nur dessen erinnerte er sich, daß ihm einer seiner Freunde in einer Assemblée zugeflüstert habe, der Minister von Hardenberg werde nach Potsdam reisen und den Major von Wendemark als Mittelsperson engagiren, um vertraulich den Exminister Graf Haugwitz zu sondiren, bevor man officielle Schritte wagte."

Also nach Schlesien, wo dieser vornehme Anverwandte sich aufhielt, nach Schlesien war die Familie gereist und zwar so geheim, daß nicht einmal ein Wort davon zu den Söhnen gelangt war? Jetzt tauchte der Argwohn seinen giftigen Stachel in das Innere des jungen Mannes und die schwankende Brücke seiner Hoffnungen, die ihn zu einer glücklichen Zukunft zu leiten geschienen, erwies sich als unhaltbar — sie brach zusammen unter dem ersten Schritte zur Lösung aller Wirren. Er sah sich ganz unversehens der Seligkeit seiner Zukunft entrückt!

So sehr er sich auch bemühete, die Möglichkeit eines Zufalles gelten lassen zu wollen, es half ihm nichts. Eine unabweisliche Stimme flüsterte ihm immerfort die unglückseligen Worte zu: „Dein Vater ist der Erklärung ausgewichen — Dein Vater ist geflohen vor Dir!“

Trotz seiner Niedergeschlagenheit vergaß er seines Versprechens nicht, das er Henriken gegeben. Er machte seine alten Bekanntschaften mit mehreren einflußreichen Personen geltend und suchte durch sie einen erneuerten Freibrief zu erlangen.

Auch hierin glückte es ihm nicht. Er stieß auf Widerstand. Man legte jetzt dem Begründer einer holländischen Schneidemühle viel zu wenig Bedeutung bei, da die Constructionen derselben längst verbreitet waren und

glaubte schon übergenug gethan zu haben einem Ausländer so enorme Vorzüge zu gestatten.

Es herrschte überhaupt in allen Zweigen der Verwaltung eine babilonische Verwirrung der Begriffe. Die Furcht vor dem Kriege, der vor der Thür stand, zersetzte Recht mit Billigkeit und Billigkeit mit Recht dergestalt, daß weder Recht noch Billigkeit daraus hervorging, sondern nur der Wunsch die Einnahmen des Staates zu vermehren.

Heribert faßte den Entschluß Jan Swuyken zu einer Rückkehr in sein Vaterland oder doch zu einer Uebersiedlung nach der Heimath seiner Mutter zu rathen, denn es war vorauszusehen, daß seine Verhältnisse im Preußenlande nie wieder auf den Fuß zurückzuführen sein würden, wo sie bis dahin gestanden hatten und es bemächtigte sich Heriberts der Verdacht, daß das Abhandenkommen des Freibriefes nicht zufällig sein möchte. Man hatte Kenntniß von den Prärogativen des Holländers Swuyken erhalten und war wahrscheinlich darauf ausgegangen, dieselben erlöschen zu lassen und ihn dem Staate als gewöhnlichen Bürger einzuverleiben.

Geduldig kehrte Heribert, nach allen vergeblichen Bemühungen ziemlich niedergeschlagen, nach Potsdam zurück in der Absicht noch einige Tage auf seinen Vater zu warten. Er machte sich mit dem Gedanken vertraut

sein Lebensschiff scheitern zu sehen. Von dem Willen seines Vaters frühzeitig nach Kerkenhagen geführt, um, als Erbe der Lehnsgüter, das Leben auf dem Lande von der anziehenden, patriarchalischen Seite kennen zu lernen, fehlte ihm der Stolz und Ehrgeiz, welcher den Mann zum Ruhme führen und ihn dort das Glück finden lassen kann, das einen Ersatz für verfehltes Herzensleben bietet. Seine Neigung kettete ihn an die Einfachheit und Einförmigkeit eines Landlebens und sein Vater hatte nicht unrecht, als er seine gehobene, poetische Anschauung auffallend fand.

Heribert war ein innerlich glühender, äußerlich ruhiger und heiterer Mann. Practisch und tüchtig, wie selten ein junger Edelmann seiner Zeit, verschwendete er sein Leben nicht in Dingen, die er als unnütz erkannte, gab sich aber um so leidenschaftlicher dem hin, was ihn fesselte, was ihm gut und schön erschien.

Auf diesen Grundlagen ruhte auch die Liebe zu Lucilien. Sie wurzelte in einem reinen, ganz unentweiheten Herzen, in einer glühenden Phantasie und in der Romantik der Zeit, die die Liebe bis zur verzehrenden Flamme anfachte.

Wie grenzenlos verödet mußte diesem Manne ein Dasein erscheinen, das er mit Bildern zu schmücken begonnen hatte, werth der Thätigkeit eines mühevollen

Lebens! Wie entsetzlich mußte ihm eine Zukunft erscheinen, aller Blüthen beraubt, die das Erdenleben schmücken und verschönen können!

Ein einsames Landleben an Luciliens Seite — welch' eine Paradiesesseligkeit!

Aber ein einsames Landleben ohne das belohnende Lächeln der Geliebten — welch' ein trostloses Bild!

Geduldig wartete er im Gasthause, dem verschlossenen Vaterhause gegenüber, auf die Rückkehr seines Vaters um die Gewißheit seines ewigen Elends mitnehmen zu können!

Sein Vater kam nicht zurück und von den mitleidigen Blicken des Gastwirthes belästigt ritt er denn endlich nach drei langen qualvollen Tagen wieder heim nach Kerkenhagen.

Sein Blick war nicht mehr schön im Glanze der Hoffnung, sondern von Schwermuth getrübt.

Still ritt er seine Straße — er trug ja ein himmlisches Glück zu Grabe! Stumm trug er sein Leid — er trauerte ja um die Ehre eines geliebten und verehrten Vaters.

Warum sollte sein Vater eine Aufklärung verzögert haben, wenn nicht die Schuld seine Handlungen regelte.

Warum sollte er die Verbindung mit Lucilie nicht

auf alle Weise fördern, wenn nicht eine schwere Schuld als unüberwindliches Hinderniß im Wege stände.

Seine Erfahrung erbitterte ihn aber nicht gegen den Vater. So düster ihm die Zukunft erschien — die Vergangenheit seines Vaters lastete schwerer noch auf seiner Seele.

Was mußte dieser gelitten haben unter dem Drucke des Gewissens! Woher mochte er Trost geschöpft haben um seinem Leben den Schimmer der fröhlichen Zufriedenheit zu verleihen? Gewiß lagen Entschuldigungsgründe vor, fähig seine Vergehen in den Augen seiner Kinder zu verkleinern, aber unzureichend den Zorn und Gram der Familie des Freiherrn zu mildern.

Nach und nach bildete der Kummer ein neues Band zwischen ihm und dem Vater — ein Band gemeinsamen Leidens — ein Band gemeinsamer Trauer, gemeinsamer Entsagung! Dieses Band konnte vielleicht Trost für ihn enthalten! Wenn sein Vater zu ihm flüchtete mit dem schweren Geständnisse? O, sein Blick leuchtete voll göttlichen Erbarmens! Nie sollte eine Klage seinen Lippen entfliehen — nie sollte ein Seufzer das verlorene Liebesglück beklagen — nie sollte seine Güte gegen den armen, gedemüthigten Vater ermatten — nie sich die Quelle seiner Kindesliebe erschöpfen.

So ritt Heribert wieder ein in die Hallen der alten

Kerkenhagener Burg und als er sich in seinem einsamen Zimmer sah, da umflatterten milde, gute und versöhnliche Gedanken seine Seele, wie Genien.

Geduldig senkte er sein Haupt in die Kissen — er wollte Alles, Alles ertragen um seines Vaterswillen, den er so hoch gehalten sein Lebelang, der ihm ein Vorbild zu allem Edlen, zu allem Großen gewesen war.

Luciliens Gestalt heiligte seine Phantasie, nachdem er die furchtbare Qual einer nothwendigen Trennung in sich gehörig verarbeitet hatte. Sie blieb fern von ihm dennoch die Seine und wenn das Erdenleben durchkämpft war, dann lösete sich der harte, trennende Schwur ihres Vaters unter Gottes ewiger Güte auf.

Er belächelte jetzt die excentrische Idee: „den Tod, mit Lucilien vereint, einem Lebenskampfe vorziehen zu wollen."

Wie viel höher stand das Opfer: „fort zu leben, in Plagen und Mühen eine Veredlung seines Selbsts zu suchen und dann, von Gott endlich heimgerufen, den Lohn des irdischen Schaffens, in der Seligkeit jener Welt zu empfangen."

Ihm unbewußt pflanzte die Kraft der Religion ihr Banner siegreich in ihm auf und verlieh ihm Trost und Ruhe, als er die Zuversicht auf ein ganz fleckenloses Leben seines Vaters einbüßte.

Sollte dieser etwas begangen haben, was ihm Gottes Barmherzigkeit nöthig machte, so bot er jetzt sein ganzes Glück als Sühne dar, um die Rachegeister der Familie zu versöhnen!

Achtes Capitel.

Eine glückliche Reise.

An demselben Tage, wo Heriberts männlicher Muth die harte Probe bestand ohne zu brechen, zog Henrike, auf einem Leiterwägelchen, ganz wohlgemuth mit ihren Pflegekindern in Gransee ein.

Sie hatte schon unterwegs erfahren, daß nicht der König von Preußen, wie ihr der Wachtmeister mitgetheilt, sondern die Königin ihren erlauchten Vater, den Herzog von Meklenburg-Strelitz zu besuchen kam. Ihr war dieß gleich. Was sie dem fürstlichen Oberhaupte des Preußenstammes zu sagen und zu klagen hatte, das konnte sie auch der Königin sagen. Sie nahm an, „daß sich ein Paar Eheleut' die Sach' schon erzählen würden.“

Es hatte übrigens sein Gutes, daß Henrike ihre

Reise schleunig in's Werk gesetzt, denn sie kam gerade Abends vor dem Tage an, wo die Königin erwartet wurde und es blieb ihr nur so viel Zeit sich genau über die Umstände zu unterrichten, die ihr zu wissen nöthig waren.

Eine unendliche Zuversicht strahlte aus ihren Blicken, als sie sich am nächsten Morgen in das Gewühl der Neugierigen mischte, die sich auf den Straßen und Plätzen herumtrieben um die schöne Königin zu sehen.

Mitten im wechselnden Straßengewühl stand sie den einen Knaben im Arm, während der Bursche von der Mühle den zweiten Knaben trug. Ihre trostlos starre Miene der Gleichgültigkeit hatte sich gelöst und war einer reizenden Freundlichkeit gewichen. Kehrte doch nun Glück und Ruhe wieder in das Haus zurück, das ihr ein Asyl des Friedens gewesen war bis die rauhe Hand der Ungerechtigkeit sich darauf gelegt hatte.

Ihr Plan beschränkte sich ganz einfach auf den Vorsatz, die Königin ohne weiteres anzureden und ihr mitzutheilen, daß man sich in ihrem Lande eine Ungerechtigkeit erlaube. Sie meinte in ihrer grenzenlosen Unbefangenheit, daß dieß genügen werde um die hohe Dame zu weitern Nachforschungen zu veranlassen.

Es war sogar sehr wahrscheinlich, daß der Name Swynken ihr bekannt sein werde und Henrike vertrauete

ihrer natürlichen Beredsamkeit viel zu sehr, als daß sie durch den Gedanken an ein Gespräch mit der Königin verwirrt werden konnte.

Gemüthlich schlenderte sie mit dem Burschen Jakob aus der Mühle, der den andern Knaben trug, durch die Langstraße und suchte sich nach und nach einen Weg bis zum weißen Schwan zu bahnen, wo die Königin von einigen hohen Herrschaften in Empfang genommen werden sollte.

Es gelang ihr bis dicht an die Stufen des Hauses zu kommen. Hier faßte sie Posto. Oben im offenen Fenster standen mehrere Herren und Damen, die sich an den Gruppen der Neugierigen ergötzten, welche in der Straße auf und abwallten. Der Tag schritt vor. Eine drückende Wärme stieg mit der Mittagssonne herauf. Nicht ein Lufthauch regte sich um den heißen Herbsttag zu kühlen.

Henrike, immer besonnen und vernünftig, hatte sich vorgesehen und Erquickungen für sich und die Kinder mitgenommen.

Während sich also viele, von Durst und Hunger gepeinigt entfernen mußten, als sich die Ankunft der Königin verzögerte, während dieser Zeit gewann sie den besten Platz zu ihrem Vorhaben ohne große Mühe. Ruhig stand das junge Mädchen oben auf der Freitreppe,

dicht an der Thür und wartete. Ueber ihr am Fenster plauderten die vornehmen Herrschaften.

Eine Stimme vor allen wurde laut, die sie zu interessiren begann. Diese Stimme, klangvoll und fest, wie selten eine Männerstimme, hatte sie schon gehört.

Sie dachte nach, kam aber, trotz alles Nachdenkens nicht dahinter, wo sie diese schöne Stimme schon gehört haben könne. Der Herr sprach nicht so laut, daß sie hätte von seiner Rede etwas verstehen können, aber er sprach eifrig und sichtlich bewegt zu einer Dame, die ihm stets so leise antwortete, daß es eher einem geisterhaften Lispeln glich, als einer menschlichen Antwort.

Henrike lauschte achtsamer, denn auch diesen weichen Flüsterton kannte sie.

Da durchleuchtete endlich ein grelles Licht ihr Erinnerungsvermögen, denn eine sonore Damenstimme wurde hörbar und diese sagte:

„Die Hitze ist unerträglich, Durchlaucht!“

„Etwas ungewöhnlich für den Herbst, Gräfin!“ antwortete der Herr kurz.

„Es würde uns eine Erleichterung gewähren, wenn Prinzessin Amely sich einige Minuten vom Fenster zurückziehen und ruhen wollte,“ fügte die Gräfin hinzu.

„Gehen Sie doch!“ sprach der Herr. „Prinzeß Amely wird mir erlauben, daß ich hier die Unterre=

dung fortsetze, die ich zu beginnen für gut befunden habe!"

„Nur einige Minuten —" bat die Gräfin zurücktretend.

Henrike wußte nun, wer da oben stand, sie wußte, daß der Prinz von Hollfingen mit der Prinzessin Amely sprach, sie wußte, daß dort oben ein Band zerrissen wurde, welches seit ihrem Gange nach Solitude ihre Theilnahme auf's lebhafteste in Anspruch nahm.

Jan hatte durch einige Andeutungen das rechte Licht über die Verhältnisse des Prinzen zu Ludmilla verbreitet — er hatte die Dame als Frau des Prinzen aufgeführt — sie hatte die Knaben gesehen, welche dieser Verbindung ihr Dasein verdankten — sie hatte das engelschöne Mädchen in ihren Arm gehabt und geküßt. Ein unsägliches Erbarmen durchzuckte ihr Herz und sie horchte auf die Unterhaltung, als gälte es ihr eigenes Glück.

Nicht eine Silbe konnte sie aber verstehen. Der Prinz sprach immer rascher und rascher — die Prinzessin antwortete immer weniger und immer leiser, endlich erhob sie einmal die Stimme mit einem gewaltsamen Aufschwunge und da sagte sie nichts weiter, als das einfache Wort:

„Gewiß?"

Jetzt galopirten die Vorreiter die Straße herauf. Alles schrie und jauchzte vor Freude — Alles drängte sich um nur einen Platz zu erhalten! Henrike aber schaute seelenruhig vor ihrem zeitig errungenen Standpunkte auf die Menge hinab und übergab den Burschen Jakob nun auch den zweiten Knaben.

Noch eine Viertelstunde mußten sie warten, dann rollte ein sechsspänniger Wagen mit möglichster Schnelligkeit auf den Gasthof zu und des Prinzen von Hollfingen hohe, ritterliche Gestalt wurde im Hausraume sichtbar. Hinter ihm standen die Hofherren des Strelitzer Fürsten.

Der Wagen hielt. Der Prinz empfing die Königin mit ehrfurchtsvollem Handkuße. Sie stieg an seinem Arme die Stufen des Hauses hinauf und blieb dann, das Antlitz der jubelnden und jauchzenden Menge zugewendet, stehen.

Da stand sie, die schöne, hohe Dame und schaute huldvoll lächelnd auf die hinab, welche sich ihretwegen versammelt hatten.

Henrike lehnte, dicht neben ihr an den Thürpfosten des Einganges und sah sie fest und ruhig an, als wolle sie erforschen, was für ein Geist, was für ein Gemüth in dieser schönen Gestalt wohne.

O, die Milde, mit der sie sich dem Volke zu Ge-

fallen der Mittagsglut aussetzte, die holde Freundlichkeit, womit sie sich neigte zum Genuße, die Güte, die dabei ihr Gesicht verklärte, Alles das ließ hoffen, daß Henriken's Worte nicht unbeachtet an ihrem Ohre vorübergehen würde.

Wie einfach, wie schmucklos stand sie da. Wie züchtig verhüllt in dem großen, leichten Tuche, das die Formen ihrer prächtigen Gestalt ganz verbarg.

Aber sie sah doch aus, wie eine Königin. Ihr Schmuck und ihre Hoheit lag in ihrer Anmuth und in ihren wunderbaren Augen. In ihrer Erscheinung war kein Schein, kein Lug' und kein Trug — sie stand da, holdselig in dem Gefühle, die Königin zu sein, welche eine Mutter ihres Volkes ist.

Henrike fühlte das augenblicklich heraus. Rasch trat sie vor und sagte laut:

„Glück und Segen über diese Königin!“

Die Königin wendete sich um zu ihr und lächelte über diesen naiven Enthusiasmus so süß und so lieblich, wie ein Engel.

Der Prinz von Hollfingen jedoch ließ seinen Blick forschend über Henriken's Gestalt schweifen. Ihn befremdete der Muth des Mädchens. Er sah auch mit wachsendem Erstaunen, daß Henrike ihr Auge seltsam

kühn zum Auge der Königin emporhob und Miene zum Sprechen machte.

Ehe er jedoch nur durch eine Pantomine ihrem Vorhaben entgegentreten konnte, sagte die Königin leise und dringend:

„Wollt Ihr etwas von mir? Wer seid Ihr, liebes Kind."

„Ja wohl, will ich was von der Königin — und ich komm' in meines Schwagers Namen zu der Preußen Königin um Gerechtigkeit zu erbitten!"

„Gerechtigkeit?" wiederholte die hohe Frau gütig, aber etwas ernster, als vorhin.

Der Prinz schüttelte verdrießlich den Kopf und murmelte:

„Unbescheiden!"

„Nicht unbescheiden, durchlauchtiger Herr," erwiederte Henrike freimüthig. „Nur die Noth treibt mich! Wenn auch Gewalt die Oberhand gewinnt, so wird's Recht doch nie darüber zu Grund' gehen! Meinem Schwager Jan Swuyken auf der holländ'schen Schneidemühl' geschieht aber groß' Unrecht —"

So widerwillig der Prinz bis dahin der dreisten Anrede Henriken's gewesen war, der Name weckte sein Interesse und er horchte aufmerksam.

In diesem verhängnißvollen Momente wurden plötzlich die beiden Knaben auf Jakob's Arm unruhig. Henrike wendete sich blitzschnell und nahm sie auf die Arme.

„Was für allerliebste Kinder!" rief die Königin lebhaft.

„'S sind die Kinder des Mannes, den die gnädigste Frau Königin beschützen soll," sprach Henrike, die ihren Muth bei diesem Ausrufe noch wachsen fühlte.

„Nun, so sprecht! Ich habe auch Kinder, liebe, süße Kinder — wenn ich helfen kann, will ich helfen — mein Wort darauf!" rief die Königin sichtlich theilnehmend.

„Der Vater dieser Kinder soll Soldat werden — er will aber nicht!"

Die Königin hob ihre Augen und sah Henrike sehr ernst an.

„Warum will der Mann seinem Herrn und Könige nicht als Soldat dienen? Meint Ihr, Euer guter König würde Familienväter aus dem Kreise ihrer Familien reißen, wenn es nicht dringend noth thäte? Warum weigert sich dieser Mann, dem Landesvater zu helfen, mit seinem Gut und Blut?"

Da stand Henrike an der Grenze ihrer großen

Weltweisheit und senkte etwas beschämt den freierhobenen Blick zu Boden.

Die Königin, immer gleichmäßig ernst das Mädchen betrachtend, fuhr fort:

„Es mag traurig sein aus dem Kreise seiner Familie zu scheiden, aber mein Herr und König wird Soldaten brauchen, wie soll er dabei Alles berücksichtigen können, was sein Volk wünscht und will! Wo steht der Mann, für denn Ihr bittet?“

„Er ist noch gar nicht eingekleidet — wir wissen nicht, wo er ist!“ erwiederte Henrike leiser.

Die Königin richtete sich höher auf und trat einen Schritt zurück. Sie behielt aber das Mädchen fest im Auge.

„Entflohen also — desertirt! Ein Preuße seinen Könige — seinem Vaterlande entflohen, weil er Soldat werden sollte? Ich dachte, solchen Gesinnungen hier nicht zu begegnen!“

Ihre Stimme klang ganz anders, wie bisher und ein schmerzliches Zucken um die Lippen verrieth ihr verletztes Gefühl.

„Er ist nicht Preuße,“ flüsterte der Prinz zu ihr niedergebeugt.

Henrike, etwas verwirrt von dem augenscheinli=

chen Unwillen der hohen Frau blickte hell auf, als sie des Prinzens Worte hörte:

„Jan Swuyken ist eines Holländers Sohn," sagte sie eilig. „Und eines preußischen Königs Wort und Schrift hat ihn einst Freiheiten gegeben, die man ihn jetzt bestreitet. Ist's gerecht, daß man ihn zwingen will, die Soldatenjack' anzuziehen und daß man Execution auf die Mühl' schickt, die da handelt und thut, als sei sie in Feindesland? Ich dacht' mir, wenn's die Königin erfährt, so wird's schon helfen, denn der Preußen Landesherr soll ein Vorbild der Gerechtigkeit sein für all' Fürsten, die da leben. Also nahm ich mein' Muth zurecht und ging es der Frau Königin zu sagen. Ich bitt' nur die allergnädigste Königin um Gerechtigkeit und nicht um Gnad'!"

„Ich werde Euch nicht helfen können, liebes Kind," antwortete die Königin mit leiser, bewegter Stimme. „Ich würde es nie über mich gewinnen können, meinem Herrn und Könige gegenüber Eurer Sache eine Fürsprecherin zu werden. Laßt den Mann schriftlich einkommen, laßt ihn seine Rechte bei der betreffenden Behörde geltend machen — wenn seine Gerechtsame verletzt sind, so wird ihm sicherlich geholfen werden — wo nicht, so muß er seine Pflicht als Bürger des Staates erfüllen, in dem er eine Heimath gefunden hat."

Sie neigte grüßend die Stirn ein wenig und schien schnell fortgehen zu wollen. Ihr Blick fiel jedoch nochmals auf die Knaben, die jetzt ruhig und schön, wie zwei Engel, an Henrike geschmiegt zu ihr aufschaueten. Der Anblick ergriff die hohe Frau. Sie legte die Hand gegen ihre Brust und setzte hinzu:

„Gott weiß, daß ich Euch helfen möchte, dieser Kinder wegen!"

„Es wär' leicht, uns zu helfen, da wir gerecht' Sache haben," sprach Henrike sehr fest und entschieden und ihr Blick nahm eine gewisse Kühnheit an. „Wenn's dem König nur zu Ohr gebracht würd', daß dem Brettmüller Jan Swuyker dem Sohne des Jan Joost Swuyken, dem der alte Fritz Schenkungen gemacht hat und einen Freibrief für alle Zeiten gegeben, Ueberlast geschieht. Wär' der Freibrief nicht verlegt, brauchten wir keine Gnad'."

„Kommt schriftlich ein, dann wird man gerecht über Eure Forderungen entscheiden," sagte die Königin mild. Danach erhob sie ihre Stimme etwas mehr und fügte mit großem Ernste hinzu:

„Vor allen Dingen sucht aber diese Knaben zu redlichen Unterthanen Eures Königs zu erziehen, die ihrer Pflichten gegen das Vaterland eingedenk sind und sich denselben unterwerfen!"

Sie schritt rasch zur Thür hinein.

Der Prinz von Hollfingen, der mit eigenthümlichem Lächeln das junge Mädchen betrachtet hatte, wendete jedoch den Kopf unmerklich zurück und flüsterte: „Wartet!“

Henrike starrte, wie im Traume, ihnen nach. Ihre Hoffnungen auf Hülfe schienen vereitelt zu sein. Dennoch stand das Bild der Herrscherin von Preußen mit einer Holdseligkeit vor ihrer Seele, daß sie sich in einem Rausche von Entzücken der Erinnerung an sie hingab.

Ein Lakai stürzte nach wenigen Minuten auf sie zu.

„Sr. Gnaden, Durchlaucht von Hollfingen befiehlt, Ihr sollt' ihn hier erwarten — die Königin würde nur wenige Minuten bleiben — dann wollen Durchlaucht Euch sprechen!“

Henrike nickte so gemüthlich, als hätte der alte Werkmeister Heinrich sie zu sprechen verlangt. Sie trat in die Hausflur, zog einen kleinen Schemel dicht an die Wand, damit sie nirgends im Wege sei und setzte sich darauf nieder.

Ihr Gespräch mit der Königin hatte Aufmerksamkeit erregt. Man betrachtete sie mit einiger Ehrfurcht und als ihre Knaben zu schlafen begannen, da eilte die Wirthin ihr das Bettlein ihrer eigenen Kinder anzubieten, damit die Knaben besser ruheten.

Henrike nahm das an. Sie sendete den Jakob aus der Mühle zu ihrer alten Muhme zurück um ihr Bescheid sagen zu lassen und wartete unter mancherlei Reflexionen, der Zeit, wo der Prinz mit ihr sprechen wollte.

Im Grunde ihres Herzens gab sie der Königin nicht ganz unrecht. Von ihrem Standpunkte aus betrachtet, hatte Jan Swuyken eine Pflicht verletzt und verdiente nicht, sich ihrer Fürsprache zu erfreuen. Das verlangte aber auch Niemand. Es sollte nur darauf Rücksicht genommen werden, daß der König Friedrich der Große etwas versprochen hatte, was gerechterweise von allen anderen Königen gehalten werden mußte, auch wenn das Papier verloren gegangen war, welches dieses königliche Versprechen enthielt.

Henrike verlangte in ihrem störrischen Gerechtigkeitssinne diese Anerkennung, und die Königin, verletzt von ihrem Herrschergefühle, das Verpflichtungen der Unterthanen umgestoßen sah, verweigerte ihre Mitwirkung dabei. Und doch hatten sie alle Beide recht! So philosophirte Henrike in ihrer Ecke bis frische Pferde vor den Wagen der Königin gelegt waren und sie selbst, in leisem, eifrigen Gespräche mit dem Prinzen von Hollfingen schnell die Treppe herab kam, ohne sie zu bemerken, an ihr vorüberschritt, in den Wagen stieg und unter dem Hurrahrufe der versammelten Menge fortfuhr,

Henrike sah den Prinzen aber eben so schnell wieder nach oben gehen.

Andere Wagen fuhren vor. Die Hofdamen und Hofcavaliere setzten sich ebenfalls in Bewegung und verschwanden.

Endlich hörte Henrike des Prinzen Stimme wieder. Er sprach sehr heiter und gut gelaunt, indem er die Prinzessin Amely hinabgeleitete.

„Wissen Sie, Durchlaucht," sagte die Gräfin Goltz im Hinabsteigen, „daß unser kleiner Hofstaat seiner reizendsten Blume beraubt worden ist?"

„Wie so?" fragte der Prinz.

„Unsere liebe Wendemark ist uns abtrünnig geworden?"

„Sie heirathet!" rief der Prinz froh überrascht.

„Das nicht! Der Freiherr von Wendemark war gestern in Ludwigsruh um den Urlaub seiner Tochter auf ungewisse Zeit zu verlängern.

„Er selbst — der Freiherr? Er ist ja krank zum sterben!" rief der Prinz.

„Nicht ganz zum sterben!" sprach die Prinzessin reizend lachend. „Seine Gesundheit bessert sich. Lucilie soll ihn die langen Winterabende verkürzen helfen. Ist das wohl ein unbilliger Wunsch von einem Vater, der eine so liebenswürdige Tochter hat?"

„Wer findet den Wunsch unbillig?“ scherzte der Prinz. „Sie Gräfin?“ Sein Ton klang herber, als er hinzusetzte: „Sie wollen nur immer Ihren Willen haben!“

Die Gräfin lachte und der Prinz wendete sich abschiednehmend zur Prinzessin. Er küßte nur stumm ihre Hand, aber Henrike fühlte sich seltsam durchzuckt von dem Blicke, womit er es that.

Die Prinzessin neigte nur stumm ihr schönes, jugendlich reizendes Gesicht, aber Henrike sah in ihrem Erröthen eine tiefe Bewegung des Herzens aufblitzen.

Sie schritt vorwärts. Henrike glaubte ein leichtes Zittern ihres ganzen Körpers zu bemerken. Sie stand wieder still. Der Prinz sah nieder auf sie. Sie hob schnell ihre Hand und reichte sie ihm mit kindlichem Lächeln noch ein Mal.

Die Hoheit des schönsten Selbstbewußtseins strahlte auf des Prinzen Stirn, als er nochmals diese kleine, zitternde Hand ergriff und sie nochmals an seine Lippen drückte.

Er blieb in Gedanken verloren stehen und sah dem fortrollendem Wagen nach, bis er verschwunden war. Dann hob er stolzer den Nacken und strich rasch über seine Stirn, als wolle er den letzten Schimmer eines Unbehagens verwischen.

Im nächsten Augenblicke winkte er Henriken und trat mit ihr in das öde gewordene Gastzimmer, das er mit einigen befehlenden Worten schloß.

„Ihr seid Henrike?“ fragte er hastig.

Sie nickte nur mit dem Kopfe und heftete, erwartungsvoll lauschend, ihren Blick fest an sein Gesicht, das er in voller Gemüthlichkeit zu ihr neigte.

„In der That, Ihr habt die Vorliebe vollkommen gerechtfertigt, die Jan Swuyken für Euch hegt. Ihr habt wacker für ihn gestritten und sein Urtheil über Euch bestätigt, Sie würde mit Kaisern und Königen anbinbinden, wenn es ein Recht zu vertreten gibt!“ sagte er neulich zu mir.“

„Das sagte Jan von mir?“ fragte Henrike erglühend.

„Ja wohl und Ihr habt bewiesen, daß er Euch richtig zu beurtheilen weiß! Nun aber liebes Mädchen höchst eilig einige Fragen. Wißt Ihr wo Jan sich aufhält?“

„Nein, Durchlauchtiger Herr!“ erklärte Henrike.

„Wißt Ihr, wer die Executionsmannschaften commandirt hat?“

„Ja! Der Rittmeister von Bollk!“

„Dacht' ich's doch!“ rief der Prinz, des Gespräches sich erinnernd, das er auf dem Wege zum Weißenwar-

ther Forsthause gehört hatte. „Der dicke Bollk! Na warte, Du dicker Bollk!“ Er lachte heimlich vor sich hin. Alle die Scherze, welche sich der Prinz Louis von Preußen bei den Jagdfesten auf Kosten dieses Fallstaff's erlaubt hatte, flogen pfeilgeschwind an seinem Geiste vorüber. „Dem Schaden ist leicht abzuhelfen, liebes Mädchen — dazu gebrauchen wir keine Majestäten —.“

Henrike faltete freudeglänzend ihre Hände zusammen. Sie bat in Gedanken den Vornehmen, mit denen Jan zu ihrem Verdrusse so sehr verkehrte, alle Unbill ab, die sie ihnen zugefügt hatte.

„Was mich viel mehr bekümmert und einigermaßen in Verlegenheit setzt,“ fuhr der Prinz fort, „ist, daß Ihr nicht wißt, wo Jan sich aufhält. Ich bin auf dem Wege nach Hamburg — dort glaubte ich Jan, unserer Verabredung gemäß zu treffen. Ich habe ihn, so zu sagen, zu meinem Geschäftsträger ernannt — habt Ihr kein Anzeichen, daß er dorthin gegangen sein könnte?“

Henrike verneinte es.

„Lassen Sie nachfragen, Durchlauchtiger Herr, in Boitzenburg — dorthin wollte er zuerst — es war gerad' als er von der Götterfahrt heimgekehrt!“ meinte sie treuherzig.

Der Prinz lachte hell auf über den Ausdruck „Götterfahrt.“ Ihm war diese Lustfahrt eine Zeitlang als

„Höllenfahrt" erschienen. Doch das hatte er nun überwunden.

Er verließ Henrike um sogleich einen Courier an den Rittmeister von Bollk abzusenden. Dann setzte auch er sich in seinen Wagen und rollte von dannen.

Getröstet und aufgerichtet von den Verheißungen des freundlichen, fürstlichen Herrn machte sich Henrike Nachmittags auf den Rückweg. Sie wollte bis Wittstock fahren, wollte dort übernachten und bei Zeiten von dort aufbrechen um noch vor Abend in der Mühle zu sein. Ihr Herz pochte vor Verlangen die Mutter Jan's zu beruhigen.

Auch fürchtete sie, daß ihr längeres Ausbleiben den übermüthigen Zorn des Wachtmeisters erregen und ihn zu irgend einer gewaltsamen Maßregel verleiten könne.

Die Reise ging glücklich von Statten bis zur Fähre. Trotz der ganz ungewöhnlichen Hitze, die gleichsam sengend allen Frohsinn vertilgte, war Henrike lustig und wohlgemuth.

Bei der Fähre indeß sank ihr Muth, denn es zog ein Gewitter auf und nachdem es sich krachend und blitzend entladen hatte, trat ein heftiger Landregen ein.

Da stand das arme Mädchen, hülflos und schutzlos in des Fährmanns Hütte und wußte nicht, was mit

den Kindern anfangen. Ihr Wägelchen, das sie von Pritzwalk aus genommen, bot auch keinen Schutz, da es von allen Seiten frei und gänzlich unbedeckt war. Trostlos schauete Henrike auf Himmel, Wasser und Erde! Nirgends Hülfe — nirgends Rath!

Eine Stunde verflog unter stillem Seufzen.

Jakob erbot sich zur Mühle hinauf zu laufen und dort Lärm zu schlagen. Der alte Heinrich sollte den Korbwagen mit einem Wachstuchplan überziehen lassen und ihn, ohne sich um den Wachtmeister zu kümmern, herschicken.

Henrike zögerte noch und sah, hinaustretend vor das Fährhaus, nochmals links und rechts die Elbe hinab.

Keine Aussicht, daß es aufhören werde — aber einen Wagen erspähete ihr scharfer Blick d'rüben am Ufer, einen Wagen, der ebenfalls die Straße von Pritzwalk hergerollt kam — eine jener großen, sichern Karossen, dicht zu von allen Seiten, gezogen von vier tüchtigen Schimmeln.

„Hol' über!" ertönte es gleich darauf. „Hol' über! Hol' über!"

Für Henrike war dieß Unkengeschrei ein Freudenruf.

Vielleicht war die Kutsche leer — vielleicht saßen

mitleidige Damen darin, die ihr ein Plätzchen in der Ecke erlaubten — oder, wenn sie, schlimmsten Falles nur einen Platz neben dem Kutscher, unter seinem schützenden Vordache gewährten — !

Schwerfällig setzte sich die Fähre in Bewegung — schwerfällig fuhr sie, mit der Staatskarosse beladen, wieder zurück.

Henrike lief, mit einem Regentuche umhüllt, zum Strand hinab und schaute forschend in die Karosse.

Ein Herr saß darin. Mit wohlwollendem Lächeln neigte er sein Gesicht gegen das offene Fenster.

„Wohin des Weges, gnädiger Herr?“ fragte Henrike schüchtern und bescheiden.

„Nach Wendemark, meine Liebe!“ antwortete der Freiherr gütig. „Warum fragt Ihr, meine Liebe?“

„Ach — so müssen der gnäd'ge Herr an der holländ'schen Mühl vorbei, nicht wahr? Wollen der gnäd'ge Herr sich nicht der beiden, kleinen Kinder des Jan Swuyken erbarmen und sie mitnehmen — wir incomodir'n Sie ja nur ein kurz' Streckchen und ich bin Ihnen dankbar für's ganze Leben, wenn Sie's thun!“

„Warum sollte ich Euch diese kleine Bitte abschlagen, meine Liebe! Steigt nur ein, Platz haben wir im Wagen!“ erwiederte der Freiherr, dem das hübsche, feine Gesicht Henrikens ausnehmend gefiel und der Jan

Smuyken's Familie genug kannte um zu wissen, daß er es mit einer anständigen Person zu thun hatte.

Henrike sprang zurück in's Haus, warf das naßgewordene Regentuch dem Burschen aus der Mühle über den Tragkorb, worin er die Sachen getragen hatte und rief fröhlich: „Nun Jakob — mach' lang' Bein', damit Du mit uns nach Haus komm'st!"

Der Regen strömte in Massen — Henrike und die Kinder saßen geborgen dem Freiherrn von Wendemark gegenüber, der auf dem Rückwege von Ludwigsruh nach Hause war. Zuerst beschränkte sich die Unterhaltung zwischen diesen beiden ganz verschiedenartigen Insassen des Wagens auf ein Frage- und Antwortespiel, wie es wohl von herablassenden, vornehmen Männern eingeleitet wird.

Bald aber fesselten die prompten, klugen Antworten Henrikens, ihr freimüthiges Wesen und die Gediegenheit ihres Verstandes den Freiherrn. Es amüsirte ihn Urtheile und Meinungen aus ihr herauszulocken und sie in ihrem drolligen Landesdialect sich aussprechen zu hören.

Zuletzt fragte aber auch Henrike. Sie wollte gar zu gern wissen, ob er zu den Wendemark's auf Kerkenhagen gehöre, die sie schon hatte kennen lernen und dabei

entschlüpfte ihr die Aeußerung, daß diese Familie „kuriose Namen“ hätten.

„Heißen Sie denn allzumal Norrmann und Heribert?“ sagte sie schelmisch.

„Allerdings,“ bestätigte der Freiherr gutmüthig mit den Händchen der Knaben tätschelnd, die ganz ehrbar und vernünftig da saßen und sich klug umschaueten.

„Der Förster auf Solitude erzählt' mir's neulich,“ sprach sie weiter. „Ist's denn wahr, daß ein Norrmann von Wendemark da drüben im Teufelssumpfe seinen Tod gefunden?“

Der Freiherr ergriff in einer unklaren Gemüthsaufregung die kleinen Händchen, die sich ihm spielend entgegenstreckten, ganz unwillkürlich so heftig, daß beide Kinder sich erschreckt zurückzogen und sich an Henriken anlehnten.

„Was sagt Ihr, meine Liebe?“ fragte er dabei hastig. „Wer erzählte Euch davon?“ Sein Anblick bei diesem plötzlichen Sinneswechsel hatte etwas peinliches — das eben noch so freundliche Auge starrte sie seelenlos an und er erschien Henriken bleich, wie ein Todter.

„Um Gott'swillen, gnäd'ger Herr! —“ rief das Mädchen erschrocken. „Der Förster will's wissen — er will's gesehen haben! Es mag gern ein Irrthum von ihm sein, denn gekannt hat er den Reiter nicht!“

„Den Reiter? Gesehen hat der Förster in Solitude die Mordthat und hat sie nicht angezeigt?“ rief ganz außer aller Fassung der Freiherr, indem sein Gesicht sich wieder färbte und seine Augen wieder Glanz bekamen.

„Von 'ner Mordthat ist ja kein' Red', gnädiger Herr. Der Jan, als Bub' ist ja auch Augenzeug' gewesen. S'mag reichlich schon zwanzig Jahr her sein!“ sprach Henrike beeilt. „Der Förster erzählt's mir neulich erst!“

„Allgütiger Gott!“ stammelte der Freiherr. „Was — was erzählte der Förster? Jan Swuyken ist Augenzeuge einer That gewesen, die uns beinah zur Verzweiflung gebracht und die Beiden haben den Thäter erkannt — sprich Mädchen — sprich!“ bat er gebrochenen Tones. „Sag' Alles, Alles, was Du weißt — der Förster lebt doch noch?“

„Ja wohl und Jan Swuyken hoffentlich auch,“ tröstete Henrike treuherzig. „Ich weiß aber blutwenig davon und die Beiden, die's gesehen, wissen auch nicht mehr. — Sehen Sie Gnaden — die zwei Reiter sind daher gekommen — von der Mühl' den Weg über's Bruch bis zur Rabeneck' —“

„Zwei Reiter — zwei Reiter! Also doch — also doch!“ murmelte der Freiherr unverständlich dazwischen.

„Gelacht haben sie Beide gerne genug — aber der

Eine hat's toller getrieben, als der Andere. Der Eine hat sich überboten an Kurzweil und dummen Dingen!"

„Richtig gezeichnet — richtig — Norrmann war ein Tollkopf!"

„So wird's wohl gewesen sein, denn er hat's Pistol hervorgezogen und den Raben und Krähen ein Red' gehalten und dann d'runter geschossen."

„Wer? Wie? Geschossen? Ja, ja! Geschossen — man hat ja den Schuß gehört — wer hat geschossen?"

„Der, welcher Norrmann vom Andern gerufen worden ist!"

„Großer, gnadenreicher Gott —" betete der Freiherr von der Ahnung des richtigen Sachverhältnisses ergriffen. „Wie sagte der Major — wie sagte er zu mir? Weiß man denn, wer geschossen hat? Weiter — weiter! —"

„S' greift Sie an — ich seh's und was nun kommt ist grausig —"

„Weiter —!" drängte der Freiherr! „Erzählt weiter! Mußte ich darum nach Ludwigsruh'? Mußte darum ein Unwetter losbrechen mit unaufhörlichem Regen, damit ich endlich, endlich einen Schleier gehoben sehen sollte, der nicht zu lüften war!"

„Viel gibt's nicht mehr zu erzählen, gnäd'ger Herr!" beschleunigte Henrike sich zu sagen. „Als der Eine ge-

schossen hatt' fiel ein Rab' zur Erde und da lachte der und sagte: Da habt Ihr Aas, wenn Ihr was wollt, Ihr Rabengeschmeiß. Weiter verstand dann der Förster nichts. Sie sprachen aber immer fort und zwar sehr lieb und freudschaftlich. Der ernste Reiter sagt' auch beim Weiterreiten ein Mal: „Da hab' ich Dich viel zu lieb dazu!“ und bald darauf zeigt er ihm etwas. Der lustige Reiter wollt' nun quer über den Sumpf. Der andere befahl, er soll's bleiben lassen — er bat ihn — er flehete ihn an — nichts half — der Reiter setzt' lachend über den Zaun — „Siegen oder sterben“ rief er und „Norrmann — Norrmann!“ schrie der Andere. Er hatt' vergeblich gerufen und gefleh't — das Pferd sank — fort war er auf ewig!“

Der Freiherr hatte längst die Hände vor's Gesicht geschlagen in seiner Trostlosigkeit, in seinem erneueten Jammer! Jetzt rieselten Thränen über seine Finger hinab und doch athmete er so froh, so froh, als wäre es nicht sein Bruder Norrmann, der dort in den Höllenpfuhl versunken war. Er begriff nämlich nun den ganzen Zusammenhang — er begriff den Seelenzustand des Majors, der leider die Zeugen des Vorfalles nicht bemerkt hatte, er begriff sein festes Schweigen! Tadelte er es auch, daß er eine Mutter sechs Jahre lang nach einem Sohne suchen ließ, so erhoben sich doch schon sympathe-

tische Stimmen, die für diese Handlungsweise auftraten. Noch war es nicht zu spät an's Tageslicht gekommen, daß er ganz schuldlos an einen Tod war, der ihm den Fluch der Mutter aufgeladen hatte. Noch war es nicht zu spät zu Luciliens Glück! Noch war es nicht zu spät um den unverdienten Verdacht durch vermehrte Liebe und Achtung zu sühnen! Mit freier Brust erhob er seine gesenkte Stirn, reichte Henriken die Hand und sagte; „Es war allerdings mein Bruder, der versunken ist aber ich wußte nicht, daß es hier im Teufelssumpf geschehen, daher meine Verwunderung, daß Ihr davon erzählen konntet. Ich danke Euch! Jan Swuyken und der Förster sollen mir Alles nähere mittheilen, was sie wissen — es wird zu meiner Beruhigung dienen."

Bald erreichten sie die Mühle.

Henrike jauchzte innerlich vor Lust, als sie das Wohnhaus erblickten. Ruhe lag auf dem Hofe — Ruhe überall im Hause. Henrike staunte. Der Wagen hielt.

„Sie sind fort! Abmarschirt in voller Wuth vor einer halben Stunde!" schrie Frau Swuyken ihr entgegen.

„Gott sei gelobt und gedankt!" rief Henrike. „Das verdanken wir dem Prinzen von Hollfingen."

Neuntes Capitel.

Fehlgeschossen.

Ludmilla hatte eine schwere Zeit durchlebt. Der Schmerz hatte mit scharfem Griffel Linien in ihr schönes Gesicht gezeichnet und der Gram hatte ihre Wangen gebleicht. Aber ihr Geist war ungebeugt geblieben. Seelengröße paarte sich mit unendlicher Weichheit in ihrem Wesen und sie liebte den, der sie durch eine Reihe von Jahren so unaussprechlich glücklich gemacht hatte, trotz des Kummers, den er ihr jetzt bereitete. Sie hatte es ja gewußt, daß Alles so kommen würde! Die Hand ihres Vaters hatte ja früh genug den Schleier ihrer Zukunft gelüftet und warnend gefragt:

„Wirst Du Kraft genug haben, das zu ertragen, was Deiner wartet?"

Seit dem Tage, wo Henrike ihr den Brief über-

bracht, der ihr einen klaren Einblick in den Herzenskampf des geliebten Mannes gab, seit dem Tage bereitete sie resignirt ihre Zukunft vor. Sie glaubte nicht an die Versicherungen des Prinzen, womit er den Kampf der Gegenwart als den Wendepunkt zu seinem festen, unauflöslichen Glücke bezeichnete, das für ihn in der Vereinigung mit ihr und den Kindern liege. Warum glaubte sie nicht daran? Weil er von den Fesseln der Pflicht sprach! Für sie lag in diesem Ausdrucke ein Aufruf zur Lösung ihres Verhältnisses. Er wußte das, und hatte dennoch von den Fesseln der Pflicht geredet, als kenne er den Scheidebrief nicht, der darin lag.

Der Schluß seines Briefes hatte sie aufgefordert, den Boten desselben vorzulassen und sich unbedingt seiner treuherzigen Ergebenheit anzuvertrauen.

Vieles, was im Briefe ihr unverständlich erscheinen werde, könne ihr aus der Erzählung Jan Swuykens klar werden, da er als Vertrauter auftreten und handeln werde.

Ludmilla, etwas mißtrauisch durch Laura's Berichterstattungen gemacht, die von „dummdreisten Schiffermädchen" gesprochen, glaubte dem Umstande nicht nachforschen zu müssen, warum Jan Swuyken nicht selbst gekommen war. Deshalb erfuhr sie nun gar nichts und

selbst die Warnung vor Laura und vor der Gräfin Goltz blieb ihr vorenthalten.

Tage und Wochen waren in stillster Einförmigkeit von ihr verlebt, nicht ganz ohne Einfluß auf ihren Charakter, der im Mißgeschicke sich schärfer, schneller und kräftiger ausprägte, als früherhin im lieblichen Traumleben an des Prinzen Seite. Nicht ein einziges Mal hatte der Prinz wieder geschrieben — aber sie konnte, nach seinem Briefe aus Schrike es nicht anders erwarten. „Er wollte nichts mit seiner Vergangenheit zu schaffen haben um die Fesseln zu prüfen, die ihn hielten. Bewährten sie ihre Kraft, so war er entschlossen zum äußersten!“

Ludmilla las die Stelle des Briefes so oft, bis sie es gelernt hatte, sie ohne Thränen zu lesen. Jetzt hatte sie es dahin gebracht und sie wartete nun ruhig die Lösung des Räthsels, welches darin lag.

Einige Tage nach Henrikens Rückkehr von Gransee saß sie allein in ihrem Boudoir. Die Kinder waren draußen unter Laura's Aufsicht, die täglich mißlauniger und darum auch unerträglicher wurde.

Es klopfte an ihre Thür. Ludmilla, aus ihren schweren Gedanken auffahrend rief: „Herein“. Laura trat auf die Schwelle, in ihrem Gesichte eine merkliche

Geringschätzung, die sich auch im Tone ihrer Stimme wiedergab.

„Gräfin Goltz wünscht Madame zu sprechen!“ sagte sie nachlässig.

Es war ihr bisher nie eingefallen, anders wie „gnädige Frau“ zu sagen und sie betonte den Ausdruck „Madame“ dergestalt, daß es augenfällig war, die Gräfin hätte sich erlaubt die Meldung so anzuordnen.

Ludmilla erhob sich langsam. Sie nahm keine Besuche an. Es waren ihr bis dahin nie welche gemacht.

„Wer?“ fragte sie deshalb gedehnt und legte die Stickerei, die sie in der Hand hielt, auf den Tisch vor sich.

„Gräfin Goltz — Obersthofmeisterin der Prinzessin Amely,“ referirte Laura, ganz im selben Tone.

„Führe sie herein!“ befahl Ludmilla kalt und schritt bis zum Sopha vor, gemessen und artig die Dame in die Mitte des Zimmers erwartend. Ihr flog sogleich die Ahnung durch den Sinn, daß sie in der Gräfin die Zerstörerin ihres zeitlichen Glückes zu erwarten habe. Aber sie fühlte sich gehörig gewaffnet und beschloß den Platz nicht ohne einen würdigen Kampf zu räumen. Der Anmaßung glaubte sie Würde, der Ueberhebung feine Demüthigungen entgegensetzen zu dürfen.

Die Gräfin trat ein. Ihr Blick suchte die Dame

des Hauses an der Thür — das Auge weit aufgerissen starrte sie indignirt nach dem Sophatische, wo sie von ihr mit einer leichten Neigung des Kopfes, erwartet wurde.

Rasch — entrüstet, daß ihrem Range nicht mehr Ehrfurcht gezollt werde, durcheilte sie das Zimmer und grüßte Ludmilla kürzer und kälter, als sie sich eigentlich vorgenommen hatte. Beide Damen sahen sich flüchtig, aber fest in's Auge — sie wußten sogleich, daß sie sich geistig ebenbürtig waren.

Ein stolzes Zurückwerfen des Kopfes bezeichnete dieß Ergebniß der Prüfung bei der Gräfin — ein feines Lächeln, das eine entschiedene Sicherheit bekundete, bei Ludmilla. Der erste Angriff war also stumm gemacht.

Es sollte der Gräfin nicht gelingen so leichten Kaufes davon zu kommen, wie sie gedacht hatte.

Mit einer raschen Wendung nahm Ludmilla nach dieser sonderbar stummen Begrüßung Platz auf dem Divan und lud mit äußerst gut gelungener Herablassung durch eine Handbewegung die Gräfin ein, sich auf einem dabei stehenden Sessel niederzulassen.

Die Gräfin sah sie groß an und legte alle die Würde in ihr Mienenspiel, die ihr zu Gebote stand. War dieß Anmaßung von der jungen Dame, die an eines Prinzen Seite Prinzessin spielen gelernt hatte oder

war es Dummheit? Jedenfalls verdiente diese Unkenntniß der Convenienz, da sie an Insolenz streifte, eine Rüge. Nur fürstliche Personen konnten sich, nach ihrem Anstandskatechismus, erlauben einen Platz auf dem Divan zu behaupten, wenn sie jemand empfingen.

Die Gräfin trat zurück und lehnte sich in's Fenster.

„Es beliebt mir stehen zu bleiben!" sagte sie im allerschroffsten Tone.

Jetzt sah Ludmilla sie groß und verwundert an und lächelte boshaft.

„Wie Sie wollen, Frau Gräfin!" sprach sie ruhig und bestimmt. Sie blieb sitzen.

Entrüstet maß die Obersthofmeisterin sie von Kopf bis zum Fuß. Ludmilla begegnete diesem Blicke blieb aber sitzen.

„Wozu unnütze Einleitungen zwischen uns Madam — ich sehe sie erkennen den Grund meines Besuches!" begann die Gräfin empört und herausfordernd.

„Wenn auch das nicht, Frau Gräfin, so bietet dennoch Ihr Besuch einigen Stoff zur Furcht? Was ist die Absicht desselben?" erwiederte Ludmilla sanft und fest.

„Seitdem ich Sie gesehen habe, begreife ich die Macht Ihres Wesens über die Sinne des Prinzen von Hollfingen!"

„Sind sie deshalb hergekommen mir das zu sagen!"

unterbrach Ludmilla die erhitzte Dame mit erheucheltem Erstaunen. „Wie gütig von Ihnen!“

„Sie haben es vortrefflich verstanden diese Macht über seine Sinne auszubeuten —“ fuhr die Gräfin kalt und schneidend fort.

„Wählen Sie Ihre Worte anders, Frau Gräfin,“ sprach Ludmilla mit einem Blicke, der die Reinheit ihres Herzens verrieth. „Wie falsch beurtheilen Sie einen Mann, der viel zu hoch, viel zu erhaben über die Wallungen der Sinne steht, als daß Sie ihn der Macht desselben unterthan glauben könnten!“

Bis in's innerste von diesen Worten getroffen, schwieg die Gräfin und sah ernst vor sich nieder. Sie war keine böse, sondern nur eine herrschsüchtige Frau und sie erkannte sogleich willig den Edelmuth der jungen Dame an, als diese nicht sich, sondern nur den Mann, den sie liebte, von ihren Beschuldigungen zu retten suchte. Einlenkend antwortete sie mit verändertem Tone:

„Es wäre Sünde wollte ich behaupten, daß der Prinz von Hollfingen Ihrer Liebe nicht vollkommen werth wäre.“

Ludmilla legte rasch ihre Hände gegen die Brust. O, ihr Herz blutete weit stärker, als sie es wußte und jetzt schlug es krampfhaft aufgeregt so heftig gegen seine Umhüllungen, als wolle es Alles, Alles sprengen im wilden Schmerze.

„Bitte, Frau Gräfin —" sagte sie abgerissen — „Beeilen Sie sich mir zu sagen mit welchen Absichten Sie hergekommen sind."

„Mit der Absicht Ihnen Alles zu gewähren, was Sie für sich und Ihre Kinder wünschen, wenn Sie die Verbindung mit dem Prinzen auf der Stelle lösen!" —

„Was könnten Sie mir wohl bieten?" sagte Ludmilla unter leisem Kopfschütteln.

„Einen ehrenwerthen Namen für sich und Ihre Kinder — ein hinreichendes Auskommen für sich und für Ihre Kinder — ein Schlößchen, weit von hier, wo Niemand Ihre Vergangenheit kennt, schöner, bequemer und reicher ausgestattet, als dieses Forsthaus, — zum Eigenthum — ich garantire Ihnen mit meinem Ehrenworte, daß es mir möglich, ja — daß es mir leicht werden würde Ihnen diese Lebensvorzüge zu verschaffen, wenn Sie sich sofort verbindlich machen, den Prinzen zu verlassen!"

Ludmilla hatte ergebungsvoll zugehört! Sie nahm das, was sie erleben mußte, als eine Prüfung hin — als eine Vorbereitung zu weit traurigeren Scenen.

Aber ihr Stolz ließ sich nicht mehr bezwingen. Er bäumte sich auf und trieb sie zu einer Entgegnung, die eigentlich zu früh war,

„Herzlichen Dank für Ihr gut gemeintes Anerbie-

ten, meine liebe Gräfin — gewiß — von Herzen sage ich Ihnen Dank! Ihre Bemühung zwingt mich aber Ihnen zu offenbaren, daß, gottlob, meine Kinder keines andern Namen bedürfen als den, welchen zu führen sie berechtigt sind."

Die Gräfin sah sie mitleidig an.

„Wie meinen Sie das? Der Prinz kann Ihnen keinen Namen, keinen Rang, keine Weltstellung verleihen — höchstens könnte das sein Vater durch Fürsprache bewirken! Und Ihren Vatersnamen würden Sie doch gewiß gern mit einem andern vertauschen — schon der Decenz wegen."

Ein flammendes Roth bedeckte Ludmilla's Antlitz.

„Sie haben mich falsch verstanden," sprach sie rascher. „Meine Kinder führen den Namen ihres Vaters!"

Die Gräfin zuckte geringschätzend die Achseln. Sie erstaunte über die Unerfahrenheit der jungen Frau, die sich zu solchen Anmaßungen hinreißen ließ.

„Und nur von den Bestimmungen meines Gemahles kann es ausgehen, wie meine Stellung künftighin sein wird. Ich habe dieß seiner Großmuth anheimgegeben — Alles Andere ist durch Convention bestimmt."

Die Gräfin lächelte wahrhaft erbarmungsvoll.

„Arme Frau! Sie glauben also wirklich Ihre Verheirathung mit dem Prinzen ist rechtsgültig und heilig?"

„Gewiß glaube ich das!“ rief Ludmilla mit einem frommen Aufblick zum Himmel.

Die Gräfin setzte sich jetzt auf den Sessel, den Ludmilla ihr geboten und sah ordentlich liebreich in das schöne Gesicht der Frau, die sie getäuscht und betrogen vom Scheine glaubte. Sie nahm sogar ihre Hand und drückte sie leicht.

„Das sind Illusionen, wie sie der Bürger in seiner Romantik so leicht annimmt. Sie meinen eine Trauung habe Gültigkeit vor Gott und den Menschen! Würde sich wohl ein so hochgestellter Mann, wie der Prinz von Hollfingen leichtsinnig zu einer Verbinduug dieser Art verstanden haben, wenn er dadurch gezwungen wäre, die Kinder, die aus seiner Ehe hervorgegangen sind, als Prinzen und Prinzessinen von Hollfingen zu betrachten?“

„Vielleicht ist er dennoch so leichtsinnig gewesen!“ meinte Ludmilla ruhig.

„Sie sind nicht zu belehren, scheint mir!“

„Oder Sie, Gräfin, sind nicht zu belehren!“

„Der Prinz würde ja seine ganze Zukunft auf's Spiel setzen! Sie wissen nicht, welche Hoffnungen ihm erblühen können, wenn sich einige Augen eher schließen sollten, als ein Erbprinz geboren wird.“

„Ich weiß das und gab ihm deshalb die freie

Macht und Gewalt unsere Ehe zu lösen, wenn er wollte!"

„Der Zeitpunkt ist günstig — lösen Sie diese Verbindung!" rief die Gräfin eifrig.

„Ich bin und bleibe meines Gatten Eigenthum so lange, wie er es will!" sprach Ludmilla dagegen mit leuchtenden Augen.

„Es grenzt an Thorheit, wie Sie Ihr Verhältniß betrachten!"

„Jede Frau ist durch ihren Schwur vor Gottes Altar verpflichtet, ihre Verhältnisse so zu betrachten," erwiederte Ludmilla.

Die Gräfin lachte.

„Sie scheinen sich wirklich für die rechtmäßige Gattin eines Pinzen zu halten?"

„Das bin ich," erklärte Ludmilla.

Die Gräfin blickte sie verdrießlich an. Ihre Geduld erschöpfte sich leicht.

„Sie dauern mich!" sprach sie mit einem Anfluge von Spott.

„Leider muß ich mir Ihr Mitleid gefallen lassen," entgegnete Ludmilla gedrückt. „Aber ich verdiene, Gott sei Dank, eher Mitleid, als Tadel!"

„Den Tadel werden Sie ebenfalls auf sich laden, wenn Sie in Ihren Ansichten verharren," rief die Grä-

sin gereizt. „Wird die Erklärung, daß der Prinz meine junge, schöne Prinzeß liebt, auch keinen Einfluß auf Ihre Entschließungen ausüben?“

„Nein! Wenn mein Gemahl mir sagt, daß seine Liebe zu mir erlöscht ist, daß seine Standespflichten es heischen die Ehe mit mir zu „trennen“, dann gehe ich ohne jedweden Anspruch dahin, wohin er mich verweiset.“

„Wie überspannt Sie lieben! Wäre es Ihrem Stolze denn nicht mehr möglich endlich eine gewisse Herrschaft über diese Romantik des Herzens zu erringen? Man wird sicherer für Ihr späteres Glück sorgen, als der Prinz es jemals kann.“

„Ich gehe nur, wenn er es von mir verlangt!“

„Sein Glück müßte Sie doch eigentlich bewegen, auf meine Vorschläge einzugehen.“

„Sein Glück ruht in seiner Hand. Ich habe es abhängig von ihm selbst gemacht.“

„Glauben Sie denn nicht, daß der Tag längst gekommen ist, wo er einsehen gelernt hat, daß solche Jugendleidenschaften Thorheiten sind?“

„O, Frau Gräfin — schon vor zehn Jahren habe ich ihm prophezeiet, daß dieser Tag kommen und mein Herzblut starr machen werde!“ sagte Ludmilla leidenschaftlich bewegt.

„So zögern Sie doch nicht ihm die Strafe für seines Herzens Wankelmuth zu dictiren, indem Sie ihn fliehen!“ rief die Gräfin.

„Dazu habe ich kein Recht!“

„Er wird sehr bald Ihre Vernunft bewundern, wenn er auch anfangs ungehalten sein sollte — und Sie? Nun der Glanz des Lebens löscht manche Erinnerungen, die wir für unvertilgbar hielten.“

„Niemals — niemals können die Erinnerungen an ein solches Glück verlöschen, wie mir vom gnadenreichen Himmel beschieden gewesen ist,“ flüsterte Ludmilla mit erlöschender Stimme. „Aber es hängt von meinem Gemahle ab, diese schwere Heimsuchung über mich zu verhängen — ich gestattete ihm, um seinen Hochsinne nicht nachzustehen, daß er das Band, welches ihn in Fesseln schlug, lösen und mich gehen heißen könne! Unsere Trauzeugen waren auch Zeugen dieses freien, vor Gottes Altar abgelegten Schwures — ihnen ist er die Rechenschaft schuldig — der öffentlichen Erklärung unserer Ehe folgt dann die öffentliche Scheidung durch Gerichtsspruch!“

Weit auf riß die Gräfin ihre Augen. Achtungsvoll wurde ihre Haltung, eine leichte Verlegenheit spannte die Züge ihres Gesichtes, als sie zögernd fragte:

„Wer sind diese Zeugen?“

„Der Kronprinz des Landes, dem mein Oheim dient und zwei, meinem Gemahle verwandte Prinzen!“

„So wären Sie des Prinzen rechtmäßig vermählte Gattin!“ stammelte sie.

„Das bin ich —“ wiederholte eben so einfach, wie vorhin die junge Dame.

„Wahrheit — ich bitte Sie um meinet- und um Ihretwillen —“ fuhr die Gräfin auf. „Es ist nicht möglich — ich bitte Sie! Sie lächeln siegesgewiß — O weh, dann sinkt sein Glücksstern auf ewig!“

Ein göttliches Lächeln verklärte Ludmilla's Antlitz.

„Fürchten Sie nichts! Ich halte, was ich gelobt habe. So wie mein Gemahl mir seines Herzens Wankelmuth gesteht, so wie er mir im Wechsel des Geschickes die Nothwendigkeit darthut, daß er sich ebenbürtig vermählen muß, dann gehe ich! Der Moment scheint gekommen zu sein. Ich hielt Sie für eine Abgeordnete des Regentenhauses, dem er entstammt — da Sie das nicht sind, so muß ich warten auf die Bestimmung dessen, der mir meinen künftigen Platz anzuweisen hat —.“

Die Gräfin wendete sich, als wolle sie ihrer Verlegenheit und der drückenden Situation entfliehen. — Ludmilla erhob sich und trat gesenkten Blickes, aber mit hoch gehobenem Kopfe zum Fenster. — Eine bange Stille trat ein! — Und in der Thür stand ein Mann,

der unbeachtet blieb, dessen Schritte ungehört verhallt waren.

Der Prinz stand regungslos. Schon mehrere Minuten stand er so. Schon bei den Worten der Gräfin: „So wären Sie des Prinzen rechtmäßig vermählte Gattin," war er eingetreten. Sein Blick ruhete seitdem unverwandt auf Ludmilla.

Wie sie da saß, die schöne, herrliche Frau — das blaue Auge glühend in der Begeisterung ihres Herzens — die Glorie des geistigen Uebergewichtes — den Stolz der weiblichen Tugend um ihr ganzes Wesen gehüllt. Sein Herz jauchzte bei diesem Anblicke — er fühlte die Größe seines Glückes mehr als je! — Es war sein Weib, es war die Mutter seiner Kinder, die er stumm anbetete in diesem Augenblicke.

Was jemals in ihm zu einer größern Wärme für die Prinzessin Amely empor geglüht war, das war schon im Erlöschen begriffen gewesen, ehe er nach Solitude heimkehrte, allein jetzt brach es gänzlich und sank in eine todte Asche zurück.

Aus dem Vergleiche dieser zwei Wesen ging die Liebe zu Ludmilla endlich als ein ewiges und unsterbliches Gefühl hervor. Er weidete sich noch einige, wenige Momente an dem Schauspiele, das ihm seine Geliebte als eine Siegerin, die Gräfin als eine Gedemüthigte

darstellte, dann machte er sich durch ein Geräusch bemerklich und trat hastig ein.

Ludmilla erbleichte und schlang zitternd den Arm um die Lehne ihres Sessels. Sie bedurfte dringend dieser Stütze. Die Gräfin machte vergeblich einige Anstrengungen gleichgültig auszusehen. Sie verneigte sich ceremoniöser, als sie sonst, dem gemüthlichen fürstlichen Herrn gegenüber, zu thun pflegte.

Der Prinz trat ganz unbefangen näher und sagte in jenem spielend chevaleresken Tone, den er liebte: „A — h — Frau Gräfin Goltz — die Ehre erwartete ich nicht! Aber ich benutze Ihr Hiersein. Sie sollen die Erste aus unsern conventionellen Kreisen sein, der ich hiermit meine Gemahlin die Prinzessin Ludmilla von Hollfingen vorstelle. Ueberrascht es Sie, liebe Gräfin?„

„Nein! Ich habe es aus dem Munde Ihrer durchlauchtigen Gemahlin schon selbst erfahren," entgegnete die Gräfin im vollsten Amtstone.

„Haben es aber nicht geglaubt!" meinte der Prinz ironisch. „Entsprach meine Gemahlin den Anforderungen nicht, die Sie an eine Prinzessin zu machen verpflichtet sind? Gefällt sie Ihnen nicht? Wie? Stumm? Wissen Sie gar nichts zu sagen?"

Die Gräfin neigte sich anstandsvoll.

„Nichts weiter Durchlaucht, als daß Ihre durch-

lauchtige Gemahlin groß in ihrem Stolze ist! Beurlauben Sie mich für jetzt — meine Gemüthsverfassung ist nie mehr zum Wanken gebracht, als eben heute und zwar durch Ihre Durchlaucht, die Prinzeß von Hollfingen."

„Das hätten Sie sich ersparen können, wenn Sie Ihre Gebieterin, die Prinzeß Amely von Ihrem Vorhaben „hieher zu fahren," in Kenntniß gesetzt hätten. Diese weiß seit dem Tage, wo wir die Königin von Preußen in Gransee erwarteten, was sie wissen mußte. Sie aber, beste Gräfin, sind nicht zu kuriren — Sie wollen immer Ihren Willen haben!" schloß er heiter.

„Heute preise ich diese Untugend," antwortete die Gräfin, durch seinen heitern Ton sichtlich freier. „Nie würde mir die Gelegenheit geworden sein die Weiblichkeit eines Wesens so durchschauen zu können, als hier in der kurzen Unterredung mit Ihrer Durchlaucht, der Frau Prinzessin Ludmilla." —

Sie neigte sich — ging rückwärts bis zur Thür und neigte sich, der Hofetikette gemäß, noch zwei Mal sehr tief, ehe sie über die Schwelle trat.

Der Prinz geleitete sie. Ludmilla, ihres Schicksales gerade durch diese offene Präsentation unsicherer, als je, blieb nach dem stummen Abschiede unbeweglich am Fenster stehen, bis ihr Gatte zurückkam, lachend — fröhlich, wie ein Knabe, dem unversehens ein Vogel in die Falle

gegangen ist. Er rieb sich schadenfroh die Hände und ging vergnügt im Zimmer hin und her, augenscheinlich nur darauf wartend, daß die Equipage der Gräfin fortrollen sollte.

So wie dieß geschehen war blieb er stehen. Sein ganzes Wesen veränderte sich. Ein heiliger Ernst thronte auf seiner Stirn und der Ausdruck seiner Stimme war feierlich.

„Ludmilla — ich soll Dir also den Platz anweisen, den Du, von jetzt an, einzunehmen entschlossen bist! Weißt Du wirklich nicht, wo der Platz ist, den Dir Deine Liebe errungen, den Dir meine Leidenschaft bewilligt hat, der, geheiligt durch unsere Zärtlichkeit, Dir gebührt?“

Ludmilla hob verwirrt das Auge zu ihm auf, aber sie regte sich nicht. Bleich wie eine Gestorbene, aber auch in der göttlichen Friedlichkeit, wie eine Todte, lehnte sie unverändert am Sessel. Ueberirdisch schön in der Ruhe und Unbeweglichkeit, womit sie ihrem Schicksale entgegensah, blickte sie träumerisch den geliebten Mann an, so daß sein Herz vor Bangigkeit zu erzittern begann. Hatte seine kurze Abtrünnigkeit ihre Liebe getödtet? Verstand sie die Sprache seines Herzens nicht mehr?

Auch er blieb stehen, wie gebannt von einem Zauber. Aber sein starkes, festes Organ erhielt eine andere Färbung, als er fortfuhr:

„Hier, Ludmilla — hier an meiner Brust ist Deine Heimath — hier in meinen Armen ist die Stätte, wo Du zu weilen ein Recht hast. Die Fesseln der Liebe sind weit stärker, als man glaubt. Ich würde sterben, meine Geliebte, wenn ich Dich aufgeben müßte!“

Ohnmächtig vor Wonne hing die schöne, bleiche Frau nun in seinen Armen und ruhete an seiner Brust. Die Gluth seines Kusses erweckte und belebte sie wieder.

O, welch' ein Erwachen nach so schwerem Traume! Welchen Werth hatte diese Erklärung auf den Lippen des gereiften Mannes! Wenn ein Jüngling im ersten Rausche seiner Zärtlichkeit also schwört, so sind es eben nichts als unhaltbare Worte der Leidenschaft, aber wenn der Mann nach zehnjähriger Ehe die Fesseln der Liebe fühlt und sie mit Jünglingswärme anerkennt, dann leisten die Grundelemente seiner Liebe Gewähr für jede Versuchung.

Der Prinz hatte einen Kampf bestanden, das gab er Ludmilla, in dem ernsten Gespräche, welches sich nun entwickelte, zu. Die Lieblichkeit der ihm bestimmten Braut hatte eine leichte Zärtlichkeit in ihm erweckt, die durch ihre unverkennbare Zuneigung zu ihm einen Zündstoff erhielt. Der fürstliche Reichthum der Prinzessin fiel mit in die Wagschale und der Zauber der mythologischen Gaukelspiele, die er jetzt „knabenhaften Kurzweil“ nannte, that das seinige. Genug er hatte einen Kampf bestanden, der schließlich sein ganzes Geschick regelte.

„Meine Erklärung kam Niemandem unerwartet,“ sprach er heiter in Ludmilla’s Auge schauend. „Man wußte, was man von mir zu halten hatte, als ich meine Anträge wegen der Appanage aufstellte. Für mich, für Dich und für die Kinder ist ausreichend gesorgt. Aber nicht ein Jota von Landesbesitz haben sie mir bewilligt — sogar die freie Benutzung von Solitude ist mir versagt worden. Wir sind gezwungen unsere ländliche Einsamkeit zu verlassen und wir werden jetzt vor den Augen der Welt leben, wie es sich für uns gebührt. Mit unserm Tode hört die glänzende Appanage auf — hoffentlich findet sich in unsern Knaben so viel bürgerlicher Stolz und Ehrgeiz, daß sie ihre künftige Lebensstellung sich selbst erringen werden. Wohin ich mit Dir und den Kindern gehe, bleibt für jetzt noch mein Geheimniß — Du wirst aber dort, wie hier, in stiller Glückseligkeit den Deinen leben können. Nun komm’ zu unsern Kindern — ich sehne mich unbeschreiblich nach ihrem Willkommen! Es sind doch Fesseln der Liebe und nicht Fesseln der Pflicht, die mich mit Euch Allen so süß verketten!“

In den Freudenthränen, womit Ludmilla sich an ihn schmiegte, lag ihr Dank. Worte fand sie nicht dafür.

Zehntes Capitel.

Erkenntniß.

Seitdem die Executionsmannschaften ganz ohne Sang und Klang die Mühle geräumt hatten war wieder Ruhe dort eingekehrt. Der Zwang, welcher das Geschäft bis zur Unthätigkeit hinabgedrückt hatte, lösete sich nach der Beseitigung der ungerechten Maßregel und die Arbeit begann wieder ihren regelmäßigen Verlauf.

Einige Tage reichten hin Alles in's alte Geleise zurückzuführen, aber, einmal aufgescheucht aus ihrer vieljährigen Sicherheit, wünschten die beiden Frauen in der Mühle doch nichts sehnlicher, als die Rückkehr Jan's um über die Zukunft berathen zu können.

Henrike theilte der Frau Swuyken die Aeußerung des Prinzen von Hollfingen mit, daß er mit Jan eine Zusammenkunft in Hamburg verabredet habe und seitdem ergingen sie sich Beide in allerlei Plänen, eine Reise dorthin zu unternehmen um ihn aufzusuchen.

Sehnsüchtiger, als sonst, gedachten Beide der Heimath; unruhiger, als sonst, blickten sie, von der Gallerie aus, den Strom hinab, der sich schon oft in herbstliche Nebel hüllte. Vereinsamt durch Jan's Abwesenheit kam ihnen Alles das trostlos öde vor, was ihnen noch vor Kurzem ein stolzes Gefühl eingeflößt hatte. Es war gar nicht abzuläugnen, daß das Besitzthum an Werth in ihren Augen verloren hatte, seitdem sie den Druck einer Obergewalt gefühlt.

Die Regentenansichten der Königin von Preußen hatten in Henrike ein unbehagliches Gefühl erzeugt. Die Abhängigkeit von königlichen Launen erweckte ihren trotzigen Gerechtigkeitssinn. Die Huld, womit die schöne Königin den schmeichelhaften Enthusiasmus aufgenommen und der Ernst, der bis zur Kälte stieg, als sie eine Auflehnung in der Handlung eines Unterthanen fand, wurden von dem jungen Mädchen verglichen und sie machte ohne Schwierigkeit einen Schluß auf königliche Huldbezeugungen, der nicht eben schmeichelhaft für die Beherrscher der Throne war.

„Ja," sagte sie sehr weise zur Mutter Swuyken, „wenn ein König frei von Eitelkeit, frei von Vorurtheil und frei von Hoffarth bleiben könnt', dann wär's schon was Großes um solch' 'nen König — aber 's sind Menschen, mit Schwächen, die schwer belehrt und schwer

bekehrt werden, wenn's ihr Vortheil ist. Hatt' ich 'ne Freud' an dem Engelslächeln der Königin und als sie hört, 's wollt Einer der Unterthanen nicht pariren, da lösch't's Licht der Freundlichkeit aus. Unser Jan säß' heut' im Loch', wenn's nach ihr ging! bloß weil sie ihn zum Soldaten haben wollt'."

„Gottlob, daß der Prinz kam, sonst läg' die Execution heut' noch hier! Wie mag er's angefangen haben?"

„Durch den Rittmeister von Bollk — versteht sich!" sagte Henrike, horchte jedoch zerstreut auf ein Geräusch, das sich dem Hofe und dann dem Hause näherte. Es raschelte im Weidengebüsch — gleichzeitig schlüpfte eine schlanke Gestalt in weiten Schritten am Hause hin. Mutter Swuyken sah die Gestalt — Henrike sah die Gestalt — dann noch eine kurze Secunde und vor Beiden stand, wie ein Geist, Jan Swuyken und faßte mit der einen Hand seine Mutter, mit der andern Hand Henriken.

„Da bin ich!" sprach er gedämpft — „aber es ist doch die Luft rein! Alles fort! Keine Husarenjack' mehr im Hauſ'?" — Henrike, stumm vor Entzücken, schüttelte mit dem Kopfe.

„Wo kommst her, mein Jung', mein lieber Jung'," rief Frau Swuyken lachend, faßte den jungen Mann bei den Schultern und drückte ihm einen schallenden Kuß auf den Mund.

„Wo ich herkomm'?" fragte Jan, dessen Blick mit unverhehlter Zärtlichkeit an Henrike hing. „Direkt von Solitud'. Bin ich doch Fährmann gewesen beim Prinzen und hab' ihn damals mit entführen helfen! Nun — so mußt ich ihn doch auch ganzbeinig wieder abliefern in meiner Möv' — nicht Henrike?" warf er ein, schelmisch des Mädchens Taille umfaßend. „Hast 'nen Verehrer an ihm gewonnen, freut's Dich?"

„O ja! In dem ist ächt menschlich Wesen. Zuerst schimpft' er mich „unbescheiden", als er aber begriff, was ich wollt', da half er! Ist er heim zu seiner Frau und den Kindern?"

„Ja wohl! Kannst ankommen bei den Kindern! Die Laura jagt er zum Teufel, so wie er eine Andere findet. Denkt nur — hält da die Karosse der Goltz am Elbufer, als wir eben landeten. Ich sagt' ihm gleich, das wär' der Laura Werk!"

„Was geht's uns an!" sprach Henrike. „Willst Dein' Jungens nicht seh'n?"

„Wo sind sie? Hast sie ja mitgehabt — Gransee —" fügte er neckisch hinzu.

„Ich mocht' mich nicht trennen," erwiederte sie kurz abweisend und schritt in die Kammer. „Komm — sie schlafen!"

Der junge Vater zeigte eine kurze, zerstreute Zärt-

lichkeit, als er sich über die dicken, hübschen Knaben bog. Rasch hob er den Blick wieder und flüsterte:

„Wirst Dich aber doch bald trennen müssen — ich hab' mir 'ne Frau gesucht."

„Was schad't das? Die Jungens laß ich mir nicht nehmen. Dein' Frau kriegt' allein Kinder und dann steh'n diese im Weg'."

„So? Meinst?" schäkerte Jan. Das stille Glühen seines Auges sprach deutlicher, als diese Fragen und jagte Henriken in's Wohnzimmer zurück, wo die Mutter Swuyken schon Anstalten zu einem tüchtigen Vesperbrote traf.

„Bist nicht 'mal neugierig wie mein' Frau heißt?" neckte Jan Henriken weiter.

Frau Swuyken ließ vor Schrecken das große Brot fallen.

„Willst heirathen?" stammelte sie, sich auf ihren Stuhl niederlassend.

„Ja, Mutter Swuyken!" antwortete ihr Sohn laut und vernehmbar.

Henrike schlug verstohlen ihr Auge zu ihm auf und betrachtete ihn mit überwallender Zärtlichkeit. Sie kannte ihn besser, als seine Mutter ihn kannte und sie wußte, was nun folgen werde. Ihre Erwartungen wurden jedoch weit überflügelt.

„Wen willst heirathen?" forschte die Frau mit zagendem Herzen.

„Rath' mal! Rath' aber weit hinauf, Mutter, denn ich kann keine Gewöhnliche brauchen, da ich mit der Durchlaucht ein Compagniegeschäft errichtet hab' und also durchaus Eine haben muß, die mit Fürsten, Königen, Grafen und Freiherrn umgehen kann. Nun also — rath' hoch hinauf, sonst räth'st's nicht!"

Frau Swuyken richtete ihre Blicke ernsthaft und prüfend auf ihn während er sprach, dann sagte sie ganz ruhig:

„Bist überschnappt! Schad' um den hübschen Jung' — schad' um Deinen Verstand! Meinst nicht, Henrik'?"

„Ja wohl," sagte diese gemüthlich, heftete aber mit heimlichem Wohlgefallen ihr Auge fest auf den jungen Mann, der sie augenscheinlich zum Gegenstande seiner Schelmerei machte.

„Glaubt's wohl nicht, was ich sag'?" rief Jan. „Hört nur weiter. Apropos — mein Geld ist doch gerettet? Sonst wird's nichts mit der Durchlaucht!"

„Nur weiter! Das Geld ist da. Henrike hat's versteckt! Sie will mir's aber auch jetzt noch nicht sagen, wohin sie's gethan," referirte Frau Swuyken.

„Das ist klug von der Henrik'! Wenn Du's wüßt'st, setztest Dich d'rauf und somit fänd's jedermann.

Ich brauch's aber und werd's schon morgen nach Hamburg schaffen um des alten Oldrok's Gehöft zu bezahlen. Du kennst's wohl Henrike?"

„Wer sollt' wohl Oldrok's Garten und sein Gartenschloß nicht kennen! Bezahlen willst's? Na, das sind Schnurren! Oldrok verkauft nimmermehr sein Gehöft und wenn's auch Deine Durchlaucht wär', die's kaufen wollt'."

„So meinst? Schnurrig — ich hab's aber gekauft und ich bezahl's ihm morgen!"

Frau Swuyken legte unterdessen Butter auf's Brot und schnitt Wurst in Scheiben.

„Was Lügen — was Lügen!" rief sie dazwischen. „Oldrok sollt' sein Paradies verkaufen? Was Schnurren — was Lügen!"

„'S hat mancher schon sein Paradies verkauft — der Adam sein's um einen Apfel," entgegnete Jan, nach der Butterschnitte greifend, die ihm seine Mutter hinhielt. „Der Oldrok hat sich fertig gewirthschaftet — nun will er's über's Meer versuchen. Ich hört's sagen, daß er seine Villa losschlagen wollt', und als ich neulich mit dem Prinzen nach Schrike segelte, da macht' sich's, daß ich ihm den Kauf vorschlug. Ich kauf's und er wohnt mit seiner Familie d'rinn. Er hat's nun festgemacht, daß er nimmer 'ne Andere heirathen könnt', als seine

Frau und sie wird nun als Frau Prinzeß von Hollfingen in der Welt erscheinen.

„Das freut' mich!" rief Henrike.

Frau Swuyken interessirte sich weniger dafür.

„Reicht' Dein Geld?" fragte sie.

„Es reicht, wenn ich hier die Mühl' und dort d'rüben die Bude verkauf'.

Beide Frauen fuhren erschrocken in die Höhe.

„Um Gott'swillen — wo soll'n wir denn hin?" schrie seine Mutter.

„In Oldrok's Villa," antwortete Jan kaltblütig. „Es hat doch zwei Häuser. Das Kleinere an der Straß' beziehen wir —"

„Das prächtige Haus mit dem Eisengitter und dem Balkon?" fiel Henrike lachend ein.

„Nun? Was lachst?" fragte Jan.

„Weil Ihr da hineinpassen würd't, wie hinein geboren!"

„Eben d'rum habe ich mir 'ne Frau ausgesucht, die's gerne lernen kann, wie man mit Königinnen spricht! Hinten in's Gartenschloß zieht die Prinzenfamilie, Durchlaucht ist ganz glücklich, daß sich das so gemacht hat. Die Villa mit den chinesischen Thürmchen und Wimpeln sieht g'rad aus, als wäre sie für einen Prinzen gebaut. Meinst nicht, Henrike?"

Das junge Mädchen stand in Gedanken verloren da und blieb ihm die Antwort schuldig.

„Na nu!“ scherzte Jan. „Bist ja so ernsthaft wie ein Lootse, der Sturmwolken sieht? Was hast denn?“

„Ich hab' mein' Betrachtung darüber ob sich die Durchlaucht wohl um Jan Swuyken gesorgt hätt' wenn er ihn nicht gebraucht'? Ich merk' doch wieder, daß ich recht hab', wenn ich denk', was oben steht bückt sich nur nach unten, wenn's sein muß.“

„Und die unten stehen, sehen nur nach oben, wenn's ihr Vortheil ist, Henrike,“ rief Jan eifrig. „Das ist gegenseitige Klugheit und seit Menschengedenken so gewesen. Wir Beide werden das nicht ändern.“

„Mag gerne sein! In der Lehr' von Moral und Tugend steht's aber nicht.“

„Unsere Weltweisheit geht entweder auf Stelzen oder sie hinkt“ — sagte neulich der Prinz zu dem Herrn, den wir nach Rothensee mitnahmen und da antwortete dieser. „Ja, weil jeder Mensch sein eigen Schuhwerk schonen will!“

„Der Herr hat recht!“ unterbrach ihn Henrike vergnügt aufblickend. „Wer war das?“

„Sie nannten ihn Scharnhorst und Herr Oberst! Zu dem würdest Du gut passen. Ihr drehtet „um Recht und Billigkeit“ beide die ganze Welt um.“

„Solch' Leut' muß es auch geben, Jan. Glaub's — sie finden immer ihren Platz in der Welt, wo sie's brauchen können!"

„Möglich! der Herr Oberst verstand's beinah so gut, wie Du, Moral zu lesen!"

„Schad', daß Du nichts von ihm gelernt hast!"

„Reichlich genug!" rief Jan komisch in seine Haare fahrend. „Und als der Herr Oberst einmal sagt', „Wer in der Kraft der Leidenschaft sein Schicksal heraufbeschworen hat, der muß es mit der Kraft des Mannes tragen" — da dacht' ich, „g'rad wie Henrike immer spricht, wenn sie behauptet, daß ich Laura heirathen müßt', weil ich sie 'mal gern gehabt habe!" schloß er lachend.

„Geh' mir nur mit der Laura —" schaltete Frau Swuyken ein. „Heirath', wenn Du willst und wenn's ein adelig Göhr *) ist, nur die Laura nicht."

„Ja so — Ihr solltet ja rathen, wen ich mir zur Frau gewählt!" rief der Sohn.

„Sag's! Rathen kann und mag ich nicht!" entgegnete seine Mutter, halb ärgerlich und halb lachend. „Was Besonderes wird's schon sein, so viel ich merk'!"

„Nun Henrike? Willst auch nicht rathen?" neckte Jan, als sich das junge Mädchen zurückzuziehen strebte.

*) Mädchen.

„Kurios von Euch beiden — es wär' doch leicht genug zu rathen."

Mutter Swuyken horchte hoch auf. Ihr Gesicht verklärte sich in den hoffnungsreichen Gedanken, der jetzt durch ihre Seele flog.

„Warum hast Du denn eigentlich noch nicht geheirathet, Henrike?" fragte er ihr den Weg nach der Kammer vertretend, wo sie hinein schlüpfen wollte. „Du bist doch reichlich alt dazu?"

„Ja wohl! G'rad ein und zwanzig seit Weihnacht!" antwortete sie alle Keckheit zusammenraffend, die ihr zu Gebote stand. „Ich wollt' aber keinen Hans Wind haben, darum ließ ich's Heirathen und werd's auch ferner lassen."

„O, weh, Mutter Swuyken!" rief Jan in komischer Verzweiflung zurückspringend um in der Stube hin und her zu rennen. „Mit der Frau ist's also nichts! Ich bleibe Wittmann und mauere mich in meine Mühle ein!"

„Bist wohl närrisch, mein Jung! Was hast denn?" lachte Frau Swuyken.

„Unglücklich bin ich! Zum Erbarmen unglücklich!" Er deutete übermüthig auf Henrike, die hochroth im Gesichte dastand und nicht wußte, ob sie lachen oder weinen sollte.

„Sie nimmt keinen Hans Wind! Sie hat's verschworen den Hans Wind zu heirathen!“

„Willst' denn Henriken heirathen?“ fragte seine Mutter mit zitternder Ungeduld. „O, Henrik' — besinnst Dich noch?“ fügte sie verwurfsvoll hinzu.

Henrike schlug hell, groß und freudig ihre prächtigen Augen auf und sah Jan's Mutter an. Es drängte sie der guten Frau ihr ganzes Herz zu öffnen und ihr zu gestehen, daß sie schon lange — lange schon seit dem ersten Blick auf ihn, den jungen Mann geliebt hätte, aber das schüchterne Mädchenherz wagte sich nicht hervor. Zwei Mal öffnete sie die Lippen ohne im Stande zu sein auch nur ein einziges Wort heraus zu stammeln.

„O, Henrike — bat nochmals die Frau und streckte ihr die Hand hin. „Wag's nur! Du läufst keine Gefahr 'nem anderen Bild' in seinem Herzen zu begegnen!“

„Bemüh' Dich nicht, Mutter — das weiß sie längst!“ sprach der junge Mann, sich an der reizenden Verschämtheit Henrikens weidend. „Sie weiß, daß ich sie lieb hab', wie mein Leben und sie hat mich vertröstet auf mein Wiederkommen, als sie damals spät in der Nacht übergefahren war, mich zu warnen —“

„O, Jan — Jan —“ bat das Mädchen.

Frau Swuyken schlug freudig die Hände zusammen.

„Also Ihr seid einig — Ihr Schelme! Ach ich blinde Mutter, daß ich noch bett'le um ihr Jawort —"

„Das hat sie mir auch noch nicht gegeben," eiferte der junge Mann. „Wenn ich's nun heut' nicht bekomme, so fahr' ich morgen nach Hamburg, setz' mich allein in mein hübsch' neu' Haus mit den Eisengittern und dem Balkon —"

„Ist's denn Dein Ernst mit Oldrok's Haus und Garten?" unterbrach ihn seine Mutter.

„Gewiß! Der Kaufkontrakt ist gemacht — der Miethskontrakt mit dem Prinzen ist gemacht — nun fehlt bloß die Hochzeit mit Henrike noch."

„Und wir soll'n mitziehen?" examinirte seine Mutter, offenbar geschmeichelt von dem Gedanken in dieser schönen Besitzung als Eigenthümerin zu hausen.

„Versteht sich, aber nur wenn Henrike mein' Frau wird!"

Er streckte ihr die Hand entgegen, die sie schnell ergriff und mit holdseliger Verwirrung festhielt.

„Wird Dir's nicht leid werden?" fragte unterdessen seine Mutter weiter.

„Wie kann's das, da ich einen glücklichen Kauf gemacht habe."

„Und die Mühl'? Und Deine Bude?"

„Sind schon untergebracht!"

Frau Swuyken sah traurig und nachdenklich vor sich hin. Die Veränderung war ihr zu gewaltsam — die Umwälzung aller Verhältnisse kam ihr zu rasch. Jan fuhr fort:

„Wenn Krieg kommt, und er kommt unter allen Umständen eben so unerwartet über uns, wie über die Oest'reicher, das sagen sie Alle — wenn also Krieg ausbricht, so liegen wir hier unsicherer, als irgendwo. Hüben und drüben wird man uns benützen — nichts schützt uns —"

„Ja freilich — nicht 'mal in Friedenszeiten unser Recht," murmelte die Frau.

„Wozu warten bis die Noth uns zwingt diese Gegend zu verlassen! Hab' ich recht, Henrike?" fragte er zärtlich in ihr Gesicht blickend. Er zog sie an der Hand, die sie noch immer hielt, näher.

„Aber — werden wir passen zum prächtigen Hauf'?" wendete sie schüchtern ein.

„Warum nicht? Damit Du siehst, daß ich vom „Moral lesen" des Obersten Scharnhorst Vortheil gehabt, antwort' ich Dir in seinem Sinn: „Wer für den Reichthum geboren ist, den erzieht auch das Schicksal dazu." Uebrigens spielen wir nicht die Müssiggänger, sondern mein Bretterhandel wird fortgesetzt. Wir können also in Fried' und Freud' leben — nur muß Henrike mein' Frau werden!"

Das junge Mädchen widerstand dem liebestrahlenden Blicke, der um Antwort bat, nicht länger. Sie schmiegte sich an ihn und preßte, unaufgefordert, fest und warm ihre Lippen auf seinen Mund. Das war das höchste Zeichen der Liebe, das sie ihm geben konnte. In ihrer Heimath ließen die Mädchen sich wohl küßen, aber sie selber boten diesen Liebesbeweis selten dar. Jan wußte das, deshalb strahlte sein Blick im Glanze der Begeisterung, und sein Ton klang feierlich, wie zum Schwure, als er, sie mit zärtlichem Wohlgefallen betrachtend, ausrief:

„Nun mag's kommen, wie Gott will! Ich hab' nun Dein Wort — Du hast meine Lieb' und Treue auf ewig! Sprich Deinen Segen dazu, mein' Mutter."

Und wie in Solitude mitten im Rausche der Liebe, das erhebende Vatergefühl den Prinzen zu der Aufforderung trieb: „Komm zu den Kindern!" so erhob auch hier die höchste Zärtlichkeit das beste Herz Henrikens zu dem Ausrufe:

„O — Jan — komm zu den Kindern — zu unseren Kindern! Hör' nur — sie rufen nach mir!"

Eilftes Capitel.

In Kerkenhagen.

Dem armen Jan Swuyken wurde nicht viel Zeit gelassen sich seinen Familienfreuden hinzugeben. Kaum verlautete die Nachricht seiner Zurückkunft, so füllte sich der Hofraum mit den Arbeitern aus dem Mühlwerk und ein Hurrah verdrängte das andere. Fragen und Erzählungen wechselten in rascher Folge und auf diese Weise war Jan Swuyken sehr bald in alles eingeweiht, was während seiner Abwesenheit geschehen war.

Als sich der Tumult gelegt und jeder seine Arbeit wieder aufgesucht hatte, blieb der Werkmeister zurück und sagte mit treuherziger Verlegenheit:

„Sagt' mal Meister Swuyken, was habt Ihr denn nur mit dem Erbmarschall da drüben in Wendemark gehabt? Ihr seht mich so verwundert an, als wüßtet Ihr von gar nichts — nun, dann begreife ich nicht, was das zu bedeuten hat. Denkt nur, seit acht bis zehn Tagen schickte Fräulein Lucilie von Wendemark täglich herüber und ließ nachfragen, ob Ihr denn noch nicht da seid.

Heute nun vor einer Stunde ist der Freiherr, in Betten verpackt, ganz langsam, als würde er zu Grabe gefahren, vorüber gekommen. Er ließ den Wagen halten, steckte sein schneebleiches Gesicht zum Wagenfenster heraus und fragte mich ebenfalls nach Euch. Also Ihr wißt nicht, weswegen man Euch durchaus sprechen wollte?"

„Gott behüte! Ich kenne den Freiherrn kaum!" rief Jan erstaunt. „Ich kenne nur seine Töchter von früher her, wo sie mit ihrer gnädigen Großmama, einer unausstehlichen alten Dame, öfters den alten Herrn von Kerkenhagen besuchten, der ein Bruder ihrer Großmama war. Hast Du denn nicht gefragt, alter Heinrich, was man von mir will?"

Der Werkmeister nahm, gewohntermaßen, seine Kappe ab, rieb sich die Stirnhaare kraus durch einander und sagte geheimnißvoll flüsternd: „Eigentlich bin ich nicht recht dahinter gekommen! Der Freiherr soll neulich verreist gewesen sein — er hat ja auf dem Heimweg Mamsell Henriken mit unsern Jungen noch ein Stück Weges mitgenommen — als sein Jäger zu Haus den Wagenschlag öffnet, liegt der arme Herr, von seinem alten Uebel, das sie Nervenleiden nennen, befallen starr und steif im Wagen. Von da an hat er mehrere Tage nichts anderes hervorgestoßen — er kann nämlich nicht sprechen, wenn's eintritt bei ihm — als die Worte:

„Ruhig — Lucilie — Jan Swuyken — Jan Swuyken!“

„Und da hat natürlich Fräulein Lucilie geglaubt, er wolle mich sprechen?“ warf Jan ungeduldig ein, denn er sah Henrike aus der Thür lauschen und sein Herz brannte vor Verlangen das Mädchen zu umarmen, das plötzlich so süß lächelte und so zärtlich blickte.

„Nein — hört nur! dahinter steckt etwas Großes! Kaum daß der Herr von Wendemark vorgestern ein klein wenig besser geworden war, schickte er seinen Jäger nach Potsdam zum Major. Fräulein Lucilie mußte schreiben, was er dictirte und das soll ungefähr so gelautet haben: „Er würde gern nach Potsdam kommen um ihm genug zu thun, aber das Leiden seines Körpers sei zu groß. Nach Kerkenhagen wolle er aber sich schleppen lassen und wenn's sein Tod sei. Er bäte flehentlich, daß der Major mit verzeihendem Herzen käme — der Fluch sei vernichtet — das Glück kehre ein und er preise Gott täglich, daß er das noch erlebt habe.“

Der Werkmeister erwartete ganz sicher etwas ganz anderes, wie das laute Gelächter, worin Jan Swuyken ausbrach. Ihm war der Ausdruck: „der Fluch sei vernichtet,“ so gespensterhaft vorgekommen, daß er kaum hatte die Zeit erwarten können um Jan davon zu unterrichten und nun — lachte der junge Meister.

„Wenn's weiter nichts ist, alter Heinrich," antwortete er, „so hat's nichts auf sich. Ich kenne solche Redensarten — das ist adlig! Wir Bürger halten uns mit „Fluch und Genugthuung" nicht auf. Darum will ich mir keine grauen Haare wachsen lassen!" Er wollte fort, weil Henrike nun in der Thür stand und mit ihren blauen Augen lockte, trotz der besten Lorelei. Da fügt der alte Heinrich noch eilig hinzu:

„Er hat aber auch nach dem alten Förster auf Solitude geschickt, Meister Swuyken und hat ihn in seiner eignen großen Kutsche holen lassen." Jan stutzte.

Henrike aber trat von der Schwelle herunter und fragte: „wer hat nach dem alten Förster geschickt?"

„Der Freiherr von Wendemark!" sprach Jan hastig. „Was geht's uns aber an, mein Liebchen."

Henrike faßte den Zusammenhang sogleich.

„Ach gewiß weil ich ihm neulich erzählt hab', daß Du und der alt' Förster gesehen hättet, wie der Reiter im Sumpf versunken! Denk' — es ist sein Bruder Norrmann gewesen und die Familie hatt' bis dahin nicht gewußt, wo dieser Bruder geblieben war."

„Ja — nun geht mir ein Licht auf!" rief Jan überrascht und der Werkmeister nahm sehr wichtig seine Kappe ab und rieb die grauen Haare bis sie steif zu Berge standen.

„Herr Gott — aber der Major oder wer sonst der andere Reiter war, wird's doch gesagt haben?" fragte Jan befremdet.

„Habe ich nun nicht recht —" rief der Werkmeister. „Es steckt etwas Großes dahinter!" Er erzählte dem jungen Mädchen, was er eben schon seinem Herrn erzählt hatte.

„Um Gott'swillen, da hab' ich ja Schuld, daß der gnäd'ge Herr krank und elend geworden ist!" rief Henrike erschrocken. „Ach, wie mir das leid thut!"

„Laß gut sein, Liebchen!" entgegnete Jan. „Bisweilen kommt nach Leid — Freud."

Er schlang den Arm um ihre Taille und ging in's Haus.

Der Werkmeister faltete vergnügt die Hände, sah ihnen nach und dachte: „Jetzt gibt's bald Hochzeit."

Während Jan Swuyken, vom eigenen Glücke wie berauscht, das Wohlsein anderer der Obhut des Höchsten überantwortete, bereitete sich im Schlosse von Kerkenhagen eine ergreifende Scene vor.

Seit jenem Tage, der seinen Hoffnungen einen argen Stoß gab, lebte Heribert in steter Furcht etwas erfahren zu müssen, was ihm tödtliches Leid bereiten könne. Ein Schatten war über ihn geworfen, der vollkommen geeignet schien in ewige Finsterniß überzugehen.

Nicht eine Minute verließen ihn die Gedanken an diese Möglichkeit und wenn er bisweilen, vom Strahle neuer Hoffnung getroffen, aus seinen Grübeleien emporfuhr, so vertiefte er sich, gleichsam zur Strafe, noch mehr darin. Seine erzwungene Ruhe täuschte selbst die Dienstboten nicht und wenn es diese auch nur bei mitleidigen Blicken bewenden ließen, so nahmen sich doch die Höhergestellten oftmals die Freiheit, ihn mit Fragen zu bestürmen, die ihm lästig wurden. Es war bald in der ganzen Umgegend kein Geheimniß mehr, daß der Gutsherr von Kerkenhagen Fräulein Lucilie von Wendemark liebe, daß aber seiner Verheirathung mit ihr von beiden Vätern Hindernisse in den Weg gelegt würden.

Natürlich schärfte sich die Aufmerksamkeit des Schloßpersonales auf Alles, was darauf Bezug haben konnte und so kam es denn, daß ein Reitknecht, der seine Pferde im Strome geschwemmt hatte, in wilder Aufregung in den Schloßhof zurückgesprengt kam um zu verkünden: „Jetzt eben fahre der Herr Major den Deichwall entlang und werde in wenigen Minuten ankommen!“

Verwundert hörte Heribert diese Meldung. Er hielt es für einen Irrthum. Sein Vater? Es war rein unmöglich, denn nach einem Briefe seines Bruders erwartete man denselben vor dem Winter nicht von der Reise zurück.

Gespannt hingen des jungen Mannes Blicke am Wege, den er von einem Fenster bis zum Sumpfe überblicken konnte. Richtig! da lenkte eine Postchaise um die Rabenecke — lustig schmetterte der Postillon ein Signal in die Luft und fuhr gestreckten Trabes um den Sumpf herum. Schon wollte Heribert, verwirrt von freudigen Gefühlen das Fenster verlassen und zum Empfange bereit, in's Portal hinabeilen, als noch ein Wagen um die Rabenecke bog und langsam — o so langsam und Schritt für Schritt, als sei es eine letzte Erdenfahrt, als würde ein Seligentschlafener zur ewigen Ruhe geleitet, denselben Weg einschlug, wie der jagende Postzug.

Heribert starrte ahnungsschwer darauf hin. Er hätte die schwarze Karosse, die sich daher schaukelte, mit seinen Blicken durchbohren mögen um nur zu erspähen, was sich darin verberge.

Der Klang des Posthornes weckte ihn aus seiner Betrachtung. Der erste Wagen war inzwischen näher gekommen — kaum noch zehn Minuten und er fuhr donnernd durch den hochgewölbten Thorweg der alten Burg ein.

Der Major sprang heraus! Ein flüchtiger Gruß — ein väterlicher Kuß auf des Sohnes Lippen und sein Auge schweifte fragend, unstet, fast wild, umher.

„Wo ist er?“ fragte er seinen Sohn, der ihn ern-

ster, als sonst empfing und ihn feierlich in das Familienzimmer führte.

„Wer, mein Vater?“ entgegnete Heribert.

„Weißt Du nicht, daß der Freiherr mich hier erwarten will?“

„Der Freiherr? Unmöglich! Er betritt meine Schwelle nur unter einer Bedingung —“

„Und die ist?“

„Schweigen wir davon, lieber Vater,“ fügte der Sohn mit sanftem, ernstem Tone hinzu.

Der Major warf seine Reisekleidung ab. Wie er dieß that, darin offenbarte sich eine entsetzliche Aufregung eine wilde Rücksichtslosigkeit, die seinen Jahren durchaus nicht passend war. Man mußte erkennen, und wenn man auch gar nichts von dem wußte, was schwebend über seinem Haupte hing, daß in ihm etwas wogte, daß in ihm etwas siedete und zum überfließen reif geworden war. Rastlos schritt er hin und her — die Arme verschränkt — den Blick zu Boden geheftet — bisweilen streifte sein Auge ängstlich das Gesicht seines Sohnes — bisweilen hemmte er den Schritt und ließ kraftlos die Arme niederfallen.

Heribert ehrte die Wallungen seines Vaters durch Schweigen. Nichts verrieth äußerlich, was er gelitten hatte und noch litt! Aber der Vater ahnete es dennoch.

„Rede — rede Heribert!“ rief er endlich. „Was weißt Du?“

„Daß ein Geheimniß über dem Tod Norrmanns von Wendemark ruhet und daß man Deinen Namen damit in Verbindung bringt,“ antwortete Heribert liebevoll und ehrerbietig.

Der Major stand wie angewurzelt mitten im Zimmer.

„Was glaubst Du?“ fragte er, plötzlich zu seiner gewöhnlichen Ruhe wiederkehrend.

„Nichts! Ich vermuthe nur, daß die Umstände Dich wirklich in die Lage gebracht haben, geheimnißvolles Schweigen einer offenen Erklärung vorzuziehen!“

„Reich' mir die Hand, braver Junge!“ rief der Major mit ausbrechender Rührung. „Du vergiltst die Schmerzen, welche meine Schwäche Dir bereitet hat, mit Edelmuth — das lohne Dir der Himmel! Ich weiß, daß Du geduldig auf mich wartetest, als ich Dir auswich — Dein Bruder hat mir alles geschrieben — mein Gewissen regte sich und ich kehrte zur rechten Zeit heim. Kaum eine Stunde nach meiner Rückkunft kam Luciliens Brief mit der Hiobspost —“

„Wie so?“ fuhr Heribert erschrocken auf. „Was schrieb Lucilie — ich verstehe nicht —“

„Weißt Du denn nicht, daß der Vater Luciliens

am Rande des Grabes gestanden hat und eigentlich noch steht?“ fragte der Major.

Heribert sah ihn an.

„Du erwartetest ihn doch?“ fragte er zweifelnd. Dann rollte sich das Bild des zweiten Wagens vor seine Phantasie — er begriff, daß eine Entscheidung seines Geschickes nahe — aber wie traurig langsam fuhr der Wagen — wie, wenn er eine Leiche beherbergte?

„Vater — ist Luciliens Vater todt?“ sprach er mit leiser, unterdrückter Stimme.

„Das gebe Gott nicht! Er soll richten über mich, ehe er stirbt!“ rief der Major mit starkem, kräftigem Tone.

„So nahet er uns als Schwerleidender — ich sah einen Wagen — laß uns hinabgehen, ihn zu empfangen!“

Willfährig folgte der Major und sie stiegen rasch hinunter.

Eine volle Viertelstunde, eine Ewigkeit voll stummer Angst für Vater und Sohn, verlief, ehe die Karosse des Freiherrn, vorsichtig und bedächtig geführt, in der Thorwölbung sichtbar wurde. Die Blicke Heriberts begannen zu leuchten, als ihm Luciliens holdes, bleiches Antlitz entgegenstrahlte und ihr Auge ihn zärtlich begrüßte. Stürmisch öffnete er den Wagen, bevor ein Diener es konnte. Der Anblick des Freiherrn dämpfte seine Freude. Die Spuren der gefährlichen, noch nicht

ganz besiegten Krankheit im Gesichte, lehnte der Freiherr, in Kissen gepackt, im Wagen, von den Armen seines Kammerdieners unterstützt. Seine Körperkraft schien auf ewig gebrochen zu sein, nicht so seine Geisteskraft. Mit einer Heiterkeit, die eine ungetrübte Seelenruhe verkündete, richtete er das Auge auf den Major und sprach mit triumphirendem Lächeln:

„Gott sei Dank! Was ich gewollt, das habe ich vollbracht! Willkommen heißt mich, Ihr Freunde — ich bringe das Oelblatt des Friedens!"

Die Worte wirkten elektrisch auf Alle, die sie hörten. Ein frohes Flüstern durchlief die Dienerschaar, die bereit stand, dem Kranken zu helfen. Wie liebevoll hob und schob man ihn — alle Hände regten sich um ihn, so schmerzlos wie möglich in's Familienzimmer zu schaffen, wo schnell ein Lager bereitet wurde.

Ein Schein von Glück glühte in Aller Augen — ein Strom von Freude ergoß sich durch Aller Herzen, obwohl noch nichts geschehen war, was diese Regungen gerechtfertigt hätte.

Wie sie da saßen, um den kranken Mann geschaart, nur von dem Wunsche beseelt sein Leiden erträglich zu machen, schwand nicht jedes Mißtrauen, jede Sorge und Pein ohne Erklärung? Einte nicht die tiefe, reine Herzensliebe diesen Kreis? Ebnete nicht das mächtige Ge-

fühl der Verwandtenliebe schnell den Weg des Vertrauens wieder, den ein schmählicher Verdacht erschüttert hatte? Wo war der Stolz geblieben, der den Major zu jenen Abwägungen der Ehrenbezeugungen getrieben? Wo war die Ehrsucht hingekommen, die ihn verbittert und das erklärende Wort zurückgehalten hatte?

Freilich im Innern des Freiherrn war ein Dunkel gelichtet worden, aber in der Brust aller Anderen schwebte doch das mystische Dämmerlicht noch, das zu Verurtheilungen und Verdächtigungen geführt hatte.

Der Freiherr gab denn auch seinem heitern Gefühle zuerst Worte.

„Wie glücklich sind wir," sprach er, dem Major die Hand reichend.

„Nicht ganz," entgegnete dieser, fest und sicher aufschauend. „Noch sind Erörterungen nöthig — aber ich hege die Hoffnung, daß Du ohne Vorurtheile gegen meine Erklärung sein wirst, trotzdem ich Veranlassung zum Tadel gegeben habe."

„Sei unbesorgt, lieber Vetter — ich weiß Alles! Ich verzeihe Dir sogar Dein unbarmherziges Schweigen, weil ich glaube, daß es, im Anfalle wilder Verzweiflung beschlossen, späterhin nicht mehr zu brechen war, wenn Du Dich nicht einer gehässigen Verfolgung aussetzen wolltest!"

„Was Du weißt gründet sich auf Vermuthungen“ entgegnete der Major. „Ich will Dir erzählen, was geschehen — dann mögt Ihr über mich richten!“

„Deiner Erzählung sehe ich mit Spannung entgegen — meinen Richterspruch hast Du schon vernommen, denn ich verzieh Dir Dein Schweigen. Weiter fällt Dir nichts zur Last! Harmlos bist Du mit Norrmann des Weges daher gekommen. Ihr habt gelacht — Ihr habt liebevoll mit einander gesprochen — Norrmann in seiner tollen Weise, hat in die Rabennester geschossen — ein Rabe ist getroffen worden und todt zu Boden gesunken. Norrmann hat diese Heldenthat mit Hohngelächter begleitet — dann hat er trotz Deines Flehens den Weg über den Sumpf eingeschlagen und ist im Nu — versunken!“

Der Eindruck, denn diese ganz kurze, eintönig referirte Thatsache auf die Zuhörer machte, ist gar nicht zu beschreiben.

Lucilie war aufgesprungen, hatte ihre Arme krampfhaft um des Geliebten Nacken geschlungen und weinte laut. Heribert stand zitternd — die Augen weit aufgerissen, ein Bild der fürchterlichsten Spannung da. Begierig sog er jedes Wort von den Lippen des Freiherrn — sein Körper wankte und er wurde mehr von Lucilien gehalten, als daß er sie hielt.

Der Major hatte sich langsam erhoben. Zuerst betäubte ihn die Ueberzeugung, daß außer ihm noch ein Mensch den Vorgang kenne, der nach seiner Ansicht, von keinem Menschenauge gesehen worden war. Dann erweiterte ein übermenschliches Entzücken seine Brust — immer mächtiger regte sich sein Erstaunen — es grenzte ja an's Uebernatürliche, daß der Freiherr Alles wußte! Hochauf hob er seine Hände, gefaltet wie zum Gebet, und er rief außer sich:

„Ist denn Gott vom Himmel gestiegen um mir beizustehen mit seinem Zeugnisse?“

„Nein, mein theurer Vetter,“ antwortete der Freiherr mild und traurig lächelnd, „nein — Gott hat nur den Jan Swuyken zum Förster von Solitude geführt und diesen Beiden den Gedanken eingegeben noch im Dämmerscheine des Herbsttages nach dem Dohnensteige zu sehen. In diesen beiden menschlichen Wesen hast Du Zeugen Deiner Unschuld gefunden!“

Von seinem Gefühle übermannt warf sich der Major auf's Knie, beugte sein stolzes Haupt und sprach gebrochenen Tones:

„Allmächtiger — ich danke Dir für diese Gnade!“

Ein geisterhaftes Wehen flog durch das hohe, weite Gemach. Unwillkürlich wendeten sich Aller Blicke nach dem Bilde derjenigen, welche einen Fluch über den

Major ausgesprochen. Allen war es, als ergösse sich ein Glanz von diesem strengen, kalten Antlitze — als lächle ihr Mund — als strahle ihr Auge liebevoll! Sie wußten Alle, daß es nur Schein war, was sie zu sehen glaubten und dennoch kettete der Aberglaube von diesem Momente ihre Herzen noch fester aneinander. Der zürnende Schatten der Mutter hatte ihnen ein Zeichen gegeben, daß er versöhnt — daß der Fluch vernichtet sei!

„Mein Tagewerk ist vollbracht!" sprach der Freiherr leise. „Holt einen Geistlichen herbei — ich will mein Kind noch heute den Armen ihres Gatten übergeben sehen, damit Beider Glück gesichert ist!"

Die Anstalten wurden getroffen! Der Pfarrer erschien im Ornate. Er sprach den Segen über ein Paar, das jedenfalls vom Himmel für einander bestimmt war.

Durch die unerwartete Wendung ihres Geschickes gleichsam betäubt, glaubte dieß Paar zu träumen, als alle Furcht vor einer ewigen Trennung sich plötzlich in dem Entzücken verlor, sich auf ewig anzugehören. Nur in Blicken sprach sich ihre Seligkeit aus! Der helle Jubel in der Brust wurde von der Sorge um den Freiherrn gedämpft, dessen Zustand von der Aufregung verschlimmert, zu ernsten Befürchtungen Anlaß gab. Aber noch ein Mal wendete des Höchsten Güte den Schlag ab, der

das junge Glück der Neuvermählten stark beeinträchtigt haben würde.

Der Freiherr blieb am Leben und hatte noch manches Jahr die Freude seine glücklichen Töchter um sich versammelt zu sehen. Er schlug aber seine Residenz in Kerkenhagen auf, weil er dort in dem Zusammenleben mit Lucilien eine Befriedigung fand, die seinem Eremitendasein in Wendemark abging. Kerkenhagen war größer, geräumiger und freundlicher, als Wendemark. Es lag schöner und war von allen Seiten zu erreichen. Dazu kam später der heillose Krieg mit seinen Zerstörungen — genug, Schloß Wendemark, das Stammgut der Familie verfiel, wie sein Stamm untergangen war und der neue Stamm „Wendemark-Kerkenhagen" blühete in voller Kraft und Ueppigkeit aus den Wurzeln der alten Linie empor.

Der Segen der stolzen, harten Ahnfrau schien den Bund ihrer Nachkommen geheiligt zu haben.

Nachdem die Wolken über diesem Paare gelichtet sind und ihr Lebenshimmel in schöner Klarheit vor unsern Augen liegt, wenden wir nochmals flüchtig den Blick nach dem Ufer des Elbstromes zurück, welches wir in dem Momente verließen, wo sich auch dort alle Conflicte harmonisch gelöset hatten.

Schlußcapitel.

Kaum vier Wochen später spazierte eines Morgens der würdige Amtsbote, respective Executor Schlipsak in gewohnter Stattlichkeit den Weg zur Brettmühle hinauf, blieb einen Augenblick vor dem Werkhause stehen, setzte sich aber sogleich wieder in Bewegung, als er aus der todtenhaften Ruhe in demselben auf einen Feiertag schließen mußte. Steif, wie aus Holz geschnitzt, stolzirte er die Allee entlang und trat mit einem gewissen Pomp in den Hof, der ein Muster holländischer Zierlichkeit abgab.

Auch hier herrschte eine Todtenstille. Verwundert sendete der Amtsbote sein Auge suchend rundum. Was, in aller Welt war denn hier geschehen, daß es aussah, als hätte der böse Feind sein Wesen getrieben? Stroh überall — Holz, Papier, Scherben zerstreut im Wege? So etwas war doch sonst nicht passirt?

„Heda!“ schrie er in einem Anfalle von guter Laune und pflanzte sich in burlesk-humoristischer Stellung mitten im Hofe auf. „Heda! Kein Mensch da?“

Die Hausthür öffnete sich nach diesem Rufe und der alte Werkmeister Heinrich trat auf die Schwelle. Der erste Blick auf ihn ließ erkennen, daß sich eine gründliche Unzufriedenheit seines ganzen Wesens bemächtigt hatte. Verdrießlich schob er seine Kappe auf dem

Kopfe hin und her und sah stumm den Executor an, der seine breiten rothen Lippen zu einem Grinsen verzog, welches jedenfalls ein wohlwollendes Lächeln vorstellen sollte.

Der Werkmeister, der in seinen beschränkten Rechtsansichten, den Executor Schlipsak als Grund der vorgegangenen Veränderungen zu hassen Ursache zu haben glaubte, lehnte sich verdrossen an den Thürpfosten und blickte, ohne ein Wort zu sprechen, dem würdigen Gerichtsboten ziemlich impertinent in's Angesicht.

„Ist Meister Swuyken nicht da?“ schrie dieser gut gelaunt und schob seinen vorschriftsmäßig sichelförmigen Hut so weit hinten über, wie es die Balance erlaubte.

„Ist nicht da!“ antwortete der Werkmeister lakonisch und schlug die Arme unter.

„Wo ist er denn wieder?“

„Fort!“

„Heute wird er schon kommen und sich nicht in ein Mauseloch verkriechen, wenn er hört, was ich ihm bringe! Ruft ihn herbei, alter Heinrich — ruft die alte Meisterin und das junge Frauenzimmerchen, das so schnöde thut, aber, weiß Gott, mehr Verstand im kleinen Finger besitzt, als mancher im ganzen Corpus!“ Er lachte selbstgefällig über seine Rede und holte einen großen Brief aus der Mappe, die er unter dem Rocke trug. „Na — rührt Euch! Ruft Eure Herrschaft!“

„Kein Mensch mehr da, als ich!“ referirte der alte Mann mit augenscheinlicher Trauer.

„Donner und Blitz! Wo sind sie denn?“

„Dahin gegangen, wohin sie gehören — dahin gegangen, wo sie hergekommen sind!“

Der Executor stemmte sein Bambusrohr auf und stellte sich breitbeinig vor den Alten hin.

„Was soll das heißen? Ist der Hase — der Jan Swuyken — ausgerissen und hat das Weite gesucht aus Furcht vor der Husarenjacke?“

„Das weniger, Herr Schlipsak!“ entgegnete der alte Mann etwas entrüstet.

„Warum sollte er denn sonst sein schönes Heimwesen verlassen haben?“ spöttelte der Gerichtsbote.

„Es gibt noch mancherlei andere Gründe dafür, aber daß es ihn geärgert hat in seinem Rechte so gekränkt zu werden gebe ich zu!“

„Nun, dann konnte er nur warten — hier bringe ich die Satisfaction!“ Er schlug derb auf den Brief, den er in der Hand hielt.

„Kann nichts mehr helfen — er ist fort!“

„Er wird schon wiederkommen zu seiner Zeit. Dann bitte ich mir aber ein Douceur aus, was sich sehen lassen kann.“

„Nehmt es nur als genossen an — Jan Swuyken

kommt nie wieder! Die Mühle hier ist verkauft an einen Seehäuser Müller und die Bude d'rüben ist verkauft an einen Strelitzer Holzhändler —."

„Donner und Blitz! Und davon wissen wir im Gerichte nichts?"

„Ihr werdet es schon früh genug erfahren."

„Was mache ich denn nun mit diesem königlichen Schreiben?" schrie der Executor.

„Das müßt Ihr besser wissen, als ich!"

„Es ist ja eine Erneuerung seiner ihm vom alten Fritz verliehenen Gerechtsame, die eigentlich Ungerechtsame heißen müßten, weil sie einem Einwanderer ungeheuere Vortheile brachten — weil sie einen Fremdling den Eingebornen voransetzten! Ja — seht mich nur an — so ist's! Und weil wir im Gerichte das eingesehen hatten, so sendeten wir den Freibrief sammt allen Contracten an die Oberverwaltungsbehörde und fragten an, ob man nicht den Freibrief dahin moderiren wollte, daß der Meister Jan Swuyken, bei seinem wachsenden Wohlstande, die üblichen Abgaben und sonstigen Unterthanenverpflichtungen leisten müsse. Und nun schickt uns endlich die Oberverwaltungsbehörde eine Resolution, wonach wir ab — und zur Ruhe verwiesen werden mit unserm Antrage."

„Ach, so hängt die Sache zusammen," unterbrach

der alte Müller Heinrich den eifrigen Sprecher, der in seiner Alteration mehr verrieth, als seine Absicht war. „Es freut mich, daß ich doch wenigstens erfahre, wo unser Freibrief geblieben war — sieh — sieh — auch eine Probe von Recht und Billigkeit!“

„Ach was! Wenn sich der König nicht darin gemischt hätte, so wäre die Geschichte ganz anders gekommen! Aber die Jungfrau Henrike hat sich groß gethan und hat mit der Königin geredet und die hohe Dame mag es dem Könige wohl beigebracht haben. Nun — es mag bleiben, wie es ist! Ich will mich nicht darüber kränken, obwohl dem einen Unterthanen keine Rechte vor dem andern zustehen. Die Jungfer Henrike hat es schlau angefangen — ein Blitzmädchen!“

„Hoho! Bitte mir es aus,“ sprach der alte Heinrich und nahm seine Kappe ab um sich gehörig den Kopf zu reiben. „Frau Swuyken heißt sie seit Sonntag.“

„Donner und Blitz! Und auch davon wissen wir nichts? Hochzeit ist gewesen?“

„Nein! Nur Trauung, weil das Trauerjahr um die verstorbene Frau erst eben um war. Nur Trauung, hier in der Stube, aber eine schöne Trauung und ein grundglückliches Brautpaar!“

„Es hört doch Alles auf!“ murmelte der Executor. „Nun ich kann nichts dagegen haben! Wohin sind sie denn gezogen? Nach Holland?“

„Das verrathe ich Euch heute noch nicht! Jan Swuykeu hat damals, als Ihr ihm die Executionsmannschaften einlegtet, eine Reise im Lande umher machen müssen im Auftrage des Prinzen von Hollfingen um ihm ein passendes Logement zu kaufen."

„Was?" warf der Gerichtsbeamte ein, indem er seine großen Knopfaugen noch größer machte. „Das wäre also kein Vorgeben, keine Vorspieglung von Euch gewesen? Aha — daher also die mächtige Nase, die wir bekommen haben — daher — daher!"

„Es ist dem schon recht geschehen, der diese Nase, wie Ihr es nennt, erhalten hat. Warum triebt Ihr es auf die Spitze! Wer weiß, ob es meinem guten Herrn jemals eingefallen wäre Preußen wieder zu verlassen, wenn man gerecht und billig gehandelt hätte."

„Still doch — daran war kein Mensch schuld, als der dicke Rittmeister, der gern Major werden wollte," flüsterte der Executor. „Wir im Gerichte durften nichts sagen —!"

„Aber Ihr konntet doch sagen, wo der Freibrief geblieben war," versetzte der alte Heinrich. Der Gerichtsbote zuckte nur die Achseln. Die Sache war anders gekommen, wie sie Alle gedacht hatten, nun wollte niemand schuld sein.

„Nehmt also Euren Brief nur wieder mit,“ fuhr der Werkmeister fort. „Helfen kann er nichts mehr.“

„Wir wollen ihn ad depositum legen, guter Heinrich!“ entschied der Executor mit wichtiger Miene. „Sollte Herr Jan Swuyken davon Gebrauch machen wollen — so bin ich der Mann, der ihm dazu verhelfen kann — versteht Ihr?“

„Ganz gut. Aber der Brief wird wohl ad depositum verwesen. Jan kommt nie wieder nach Preußen!“

Mit diesem Bescheide entließ er den Executor und er hatte richtig prophezeiet.

Jan Swuyken sah Preußen und seine ehemalige Mühle nie wieder, eben so wenig wie der Prinz von Hollfingen das Jagdschloß Solitude. Schon bei dem Kriegszuge des tapfern Major von Schill durch diesen Landesstrich wurden beide Gebäude ein Raub der Flammen. Ob von Freundes- ob von Feindeshand angezündet blieb unentschieden, aber der Werkmeister Heinrich behauptete in der Mühle den Wachtmeister gesehen zu haben, der früherhin die Executionsmannschaften commandirt hatte. Sollte dieser Krieger, im Gefühle der Rache wirklich dieß Werk vollbracht haben, so traf es leider nicht den, welchen es treffen sollte.

Solitude hingegen scheint in der Wuth des Verfolgungsfiebers den Flammen geopfert zu sein. Wenig-

stens Laura, die einsam bei ihrem Pflegevater zurückgeblieben war, als des Prinzen Familie nach dem Blankeneser Strand übersiedelte, erzählte von einem fürchterlichen Gefechte, das in der Nähe des Forsthauses stattgefunden und sie, nebst dem alten Förster zur Flucht getrieben habe. Von fern hatten beide Flüchtlinge die Flamme wüthen sehen, die ohne Erbarmen das ganze Gehöft bis auf die Grundmauern vertilgten. Nur einige Steinhaufen bezeichnen den Fleck, wo es gestanden hat und wildes Gesträuch mit üppigem Unkraute vermischt überwucherte sehr bald die zierlichen Spielplätze der fürstlichen Kinder.

Aber, so vergänglich sich das Asyl des Friedens erwies, worin der Prinz mit Ludmilla eine selige Zeit verlebt, eben so unvergänglich war sein eigenes, wieder erkämpftes Glück. Er widmete sich treu und redlich seiner Familie bis ihn die Pflicht zur Vertheidigung seines Vaterlandes aufrief. Als er zum Heere ging, setzte er den treuen Jan Swuyken zum Hüter seiner Familie ein. Mit Lorbeern gekrönt und zu den höchsten Würden avancirt kehrte er nach dem geschlossenen Frieden wieder zurück und blieb noch Jahrelang ein Bewohner der Villa.

Sein Verhältniß zu Jan Swuyken war auf Achtung gegründet, aber er verkannte späterhin den Einfluß der klugen, philosophisch ruhigen Henrike nicht und meinte,

daß Jan wohl erst durch sie das geworden sei, was er so hoch an ihm schätzte. Die festen Grundsätze der Frau stützten Jan's „sorglose Güte" und ihr scharfes Urtheilsvermögen hielt ihn von Uebereilungen fern.

Als der Prinz von Hollfingen nach langem Zeitraume endlich die Villa Swuykens verließ um sich mit seiner Familie in einer schönen Mittelstadt Deutschland's anzukaufen, da war Jan schon ein so angesehener Mann, daß er die Villa selbst bezog und im Kreise seiner Kinder, die Früchte seines fortgesetzten Strebens genoß. Er hatte, unter Henrikens Beistand, den Kreis seiner Thätigkeit von Jahr zu Jahr mehr ausgedehnt, hatte sich den industriellen Bewegungen angeschlossen, hatte sein Geld nicht, wie früher, in Kisten und Kasten, sondern in solide Unternehmungen gesteckt und war so, nach und nach, zu einem fürstlichen Reichthume gelangt, er wußte selbst nicht wie. Ohne daß er es ahnete, hatte Henrike seine Eitelkeit, die ihn den vornehmen Leuten geneigt machte, zu einer edlen Gluth des Ehrgeizes erhoben und ihn dadurch zu einer Berufsthätigkeit geleitet, die ihm genügte. Er ist ein glücklicher Mann geworden und er hat so viel Einsicht gehabt seine Henrike stets als sein höchstes Kleinod zu betrachten.

Ende.

Druck von Plachy u. Spitzer.

stellern der neuesten Zeit zählend, anerkannt worden, sind darin vertreten.

Dem vielseitig ausgesprochenen Wunsche unserer verehrlichen Abonnenten nachzukommen, wählten wir als Prämie ein Genrebild. Der Umstand, daß es uns vergönnt war, die Zeichnung nach dem Originalbilde von Leopold Löffler durch einen der vorzüglichsten Lithographen anfertigen lassen zu können, ist wohl Bürgschaft dafür, ein künstlerisch schön ausgeführtes Prämienblatt zu erhalten.

Der achtzehnte Jahrgang des „Album. Bibliothek deutscher Originalromane" wird folgende Beiträge enthalten.

Solitüde.

Novelle von Ernst Fritze.

In Sünden.

Eine Familiengeschichte von Dr. Edmund Hoefer.

Die Witkowetze.

Historischer Roman von Elfried von Taura.

Doctor Robert Finke.

Roman von P. J. Wilcken.

Ein Jahr aus dem Leben August des Starken.

Historischer Roman von Franz Lubojatzky.

Moderne Leidenschaften.

Roman in drei Büchern von August Schrader.

Der schwarze Mann.

Historischer Roman von Dr. Isidor Proschko.

Ein Familiendämon.

Roman von Adolf Schirmer.

Madame de Brandebourg.

Historische Novelle von Bernd von Guseck.

Die Literaten.

Socialer Roman von Ida Baronin von Reinsberg-Düringsfeld.

Bezugsbedingungen:

1. Der achtzehnte Jahrgang des „**Album**" erscheint ebenfalls in **24** Bänden, wovon allmonatlich regelmäßig zwei ausgegeben werden.
2. Jeder Band, circa 15 Bogen oder 240 Seiten, kostet für Subscribenten bei der Verpflichtung zur Abnahme des ganzen Jahrganges.

nur 45 Nkr. Oe. W. = 10 Ngr.

Einzelne Romane oder Bände werden nur zum **doppelten Subscriptionspreise** abgegeben.

3. Jeder Abnehmer erhält mit dem letzten, 24. Bde.

gratis als Prämie zum Album 1863

ein prächtiges, im Kunsthandel noch nicht existirendes Genrebild:

Lüsterne Kinder vor dem Stande einer Obstfrau.

Höhe 18'', Breite 15''.

Gemalt v. **Leopold Löffler**, lithogr. v. **Josef Bauer**. welches wir eigens hierfür anfertigen ließen.

4. Alle Subscribenten, **welche den Betrag** von **10fl. 80kr. Oest, W. = 8 Rthlr. Preuss. Cour.** für den ganzen Jahrgang nebst Prämie **auf einmal** und **in Voraus bezahlen**, erhalten dieses ebenso originelle als schöne Bild in den allerersten, also **schärfsten Abdrücken** bereits **mit dem 2. Bande gratis**,

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen entgegen.

Wien, im September 1862.

Die Verlagsbuchhandlung von

H. Markgraf & Comp.,
Wollzeile 774.

Druck von Plachy & Spitzer.